





<36625073450018

Sch. Cr. Deutsche. p. 679.

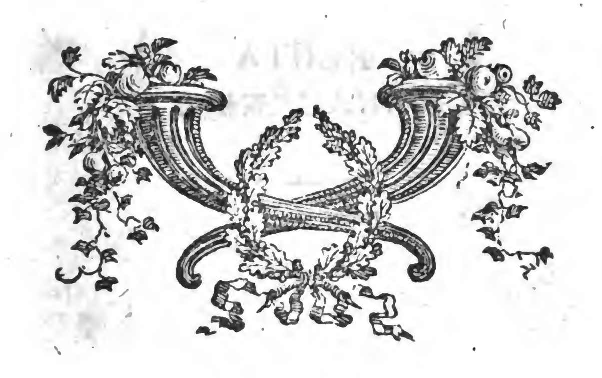
R

Miscell.

Opp. coll. Auct. germ.

C. M. WIELANDS
SÄMMTLICHE WERKE

FUNFZEHNTER BAND



VERMISCHTE PROSAISCHE AUFSÄTZE

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.







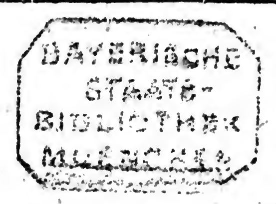
I n h a l t.

I n h a l t.

REISE

DES PRIESTERS ABULFAUARIS

INS INNERE AFRIKA.



1.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: Daſs äuſserliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daſs gewisse lächerliche Gebräuche, womit bey gewissen Völkern, z. B. bey den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daſs (unparteyisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Kalifornien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre, (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen) in ihrem groſsen Kragen, und in ihrer wohl ausgesteiften, sehr decenten und sehr barockischen Vertügade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen For-

schern eine Mühe zu ersparen, und es gerade heraus zu sagen, dafs es ein alter Ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie noch warum, in ein Land im innern Afrika, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für diefs gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosofist. Indessen hatte er doch Augen, und, was einem jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen liefs, dafs diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — „Dafs die Ägypter — ungeachtet unter allen Nazionen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizey und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht,

sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bey uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins funfzehnte der andern, von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Ältern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn da dieses das Alter ist, worin alle junge Leute, in so fern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind sich zu verehlichen: so sieht man es gern, daſs die Ehestandskandidaten beiderley Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bey diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird.

„Die Ehe (setzt er hinzu) ist in ihren Augen etwas so ehrwürdiges, daſs sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein

man hat von Menschengedenken her kein Beyspiel, daſs sich dieser Fall zugetragen hätte." — —

Armes ehrliches Völkchen, was hattest du gethan, um mit einem Priester der Isis heimgesucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Priester Abulfauaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daſs ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und thierischen Zustande leben sollte, als diese Nacktheit war, welche ich, zumahl an wohl gebildeten jungen Personen, ohne groſse Ärgerniſs nicht ansehen konnte; — und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerther, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte die Hand vor die Augen zu halten, schien bey ihnen nicht die mindeste Regung zu veranlassen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesetzen der Ehrbarkeit im geringsten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verschiedenen Farben bey mir. Ich stand keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese armen verblendeten Geschöpfe einflöſsten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beschenkte Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geschöpfe die Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöſse zu decken. Ich bedauerte nur, daſs der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden, und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elefantenzähne an, als zehen Kamele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daſs ein groſser Werth in diesen Dingen läge: aber ich muſste sie abweisen, und

sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daſs sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern, und die ältern Schwesern den jüngern, mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit groſser Mühe verhindern, daſs es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbescreiblichen Vergnügen, bracht' ich es, Dank sey der groſsen Isis! in wenig Tagen so weit, daſs es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedekken diente, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann welcher rechnen konnte und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden hatte, strich seinen Knebelbart und sprach: Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen kapitalen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh' uns die Fönizier oder die von Karthago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benützen. — Ist diese Nazion zahlreich? fragte er den Priester.

„Sehr zahlreich", antwortete dieser: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist ungemein fruchtbar, und die Leute sind fried-

sam, und durch grofse Gebirge und Wüsten von andern Völkern abgesondert."

Desto besser! sagte der Oberaufseher der Finanzen. Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elefantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unsre Leinewand, Musselinen, Schleier, Gürtel, Bänder, und hundert andre Artikel unsrer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Kassen Ihrer Majestät füllen, und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beym Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich gestehe Ihrer Majestät, versetzte Abulfauaris, dafs ich keine so ökonomische Absichten dabey hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der grofsen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da sie die Ägypter zuerst lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidiget findet, Menschen zu sehen, die durch ihre Blöfse das edle Geschenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese meine geringe doch wohlge-

meinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beyspiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daſs wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein Griechischer Filosof, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bey der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Grofser König, (sagte der Grieche) was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, dafs der grofse Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andre Frage.

„Vermuthlich muſs die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn; denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daſs diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat: aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

„Demnach sehe ich nicht was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er selbst gesteht) wenigstens für sie nichts unsittliches; und mir scheint nichts natürlicher als dieſs. Unsre Griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände, und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Ägypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H** sehen zu lassen. — Diese Wilden, deren Blöſse dem sehr verehrlichen Priester so anstöſsig war, sind vermuthlich am ganzen

Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daſs der Anblick einer vollständigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu schaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Gesichtes; und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen alles an.

„Abulfauaris hat also (wenn es erlaubt ist nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daſs dieser Liebesdienst, gegen die Absicht Sr. Hochwürden, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine bloſse Besorgniſs zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfauaris entgehen können, daſs er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und Mäntelchen austheilte,

Eitelkeit, Begierde sich heraus zu putzen, Eifersucht, Mifsgunst und Zwietracht zwischen ältern und jüngern Schwestern, Töchtern und Müttern, ausgesäet hat?

„Ich will glauben, dafs es ihm selbst in gewisser Betrachtung bequemer gewesen seyn mag, diese Töchter der kunstlosen Natur in Röcken und Mäntelchen vor sich zu sehen; aber —"

Diagoras ist ein Freydenker, wie ich höre, fiel der Priester mit einem gezwungenen Lächeln und einem sanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung schienen.

Er hätte diefs bedenken sollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Filosof zu schweigen wissen sollen, da er eine so schöne Gelegenheit zum Reden vor sich sah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienst gethan, sagte der König Psammuthis. Ich weiſs nicht, wie die Unschuld seiner Wilden sich dabey befinden wird; aber die Ägyptischen Manufakturen werden sich sehr wohl dabey befinden, und wir haben Goldstaub vonnöthen.

Mit diesen Worten winkte der König den Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Kabinet, und lieſs den Filosofen stehen.

Dieser verstand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein Griechisches Schiff diesen Augenblick segelfertig fand, stieg er ein, und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen.

Ihre Unschuld war das erste, was darüber verloren ging.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daſs etwas unedles oder unziemliches darin seyn könne, sich selbst gleich zu sehen, und sich andern in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unsrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daſs es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie alles sehen lieſsen, als die Perserinnen haben, alles zu verbergen, oder die christlichen Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas ähnliches, das sie der Kunst

zu danken haben, — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bey ihnen noch einen andern sittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müssen, wenn das Vorurtheil sehen könnte. Die Gewohnheit machte nehmlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geschlechtstrieb wurde bey ihnen schlafen gelegt, anstatt dafs er bey policierten Menschen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bey ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne: aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib als für seines gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfauaris veränderten sich ihre Sitten in diesem Artikel zusehens: und nachdem noch, zu allem Überflufs, die grofsmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memfis Anstalten getroffen hatte, diese Negern für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten Ägyptischer Manufakturen zu versehen; so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, dafs Abulfauaris selbst bey seiner Wiederkunft Mühe hatte sie zu erkennen. Die

schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten heraus putzen könne. Die neuen Reitzungen, welche sie aus den Ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In kurzem wurde die Sucht sich zu kleiden so weit getrieben, daſs die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier, und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bey einer andern Reitzungen zu finden, die er bey der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reitzungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung, und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaſs, welche — desto gröſsere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniſs schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keusch-

heit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich Anfangs ihrer Niederlage so gewiſs entgegen, daſs es unmöglich war sich durch ihre Gegenwehr abschrekken zu lassen.

Der weise Abulfauaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bey diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen: er fand aber zu gleicher Zeit, daſs es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Ägypter gegen allerley Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das sonderbarste scheinen möchte, war die süſse Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu Stande gekommen war, sich zu Memfis einen zweyten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen lieſs; voll innerli-

chen Triumfes darüber, daſs er ihnen (wenn uns dieses Gleichniſs erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben sie wieder davon befreyen zu können.

Man glaubt, daſs ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des Griechischen Filosofen eingefallen sey, und daſs er bey Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Negern zu lassen wie er sie gefunden.“ Jedoch habe er sich in diesem Fall allemahl mit einer Distinkzion beruhiget. — (Im Vorbeygehen, ein neues Beyspiel, was für ein vortreffliches Specifikum eine gute Distinkzion ist, die Natur und die Empfindung, in Fällen die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing, (habe er gesagt) so hatte sie nichts verdienstliches; so war es bloſser Mechanismus; so verdiente sie den Nahmen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines *frigidi et maleficiati*: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt, was Tugend ist; und zweytens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft, sie auszuüben.“

7.

Ob der Priester Abulfauaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrunde vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unschuld der armen Negern zu machen berechtiget war, ist eine Frage, die der besagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefähr also auflösen würde:

„Die Frage: — Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, ist es diesem Volke besser, mit den Reitzungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Überzeugung ausüben lerne?

„Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerley zu seyn: — Ist es besser,

gesund zu seyn, ohne zu wissen dafs man gesund ist, und wie man es anfangen müfste um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne?

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des fysischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

„Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lang' er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig, und hätten es, ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen.

Vielleicht auch nicht! —

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arzney für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, dafs sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmahl bekommen sollte?"

8.

Dem sey wie ihm wolle, Abulfauaris stand zu Memfis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daſs er den Schwarzen eine Moral beygebracht hatte, die den Ägyptischen Manufakturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten daſs seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Negern beurtheilten

sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?“

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maſsstab des Guten und Bösen hatte, und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloſse Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabenen Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daſs ein Mann wie er sich nicht die Mühe nahm, sie in Betrachtung zu ziehen.

„Und Abulfauaris hatte auch Recht?“ —

Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Psammuthis wie ein König, und die alten Negern, wie ein alter Neger denken soll.

Seine Absicht war gut, sagten seine Freunde.

Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen? fragten seine Tadler.

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn, nicht weil er Recht hatte, sondern — weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er Unrecht hatte, sondern — weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmaſsen?

Oder, gesetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde; welcher Partey sollten wir den Sieg zusprechen?

Macht die Absicht eine Handlung gut: — gütiger Himmel! welche Übelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil: — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann, wissend oder unwissend, über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daſs ich mich hier in der nehmlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schach-Baham bey einem Pro-

blem von einer andern Art gerieth, und dafs ich mir eben so wenig zu helfen weifs: — „*Jamais question plus difficile à decider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à resoudre à qui pourra.*"

9.

Abulfauaris also — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war, und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien, auch (wie wir sehen) gute Absichten hatte, — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie die Ägypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen.“

Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis! wird man sagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memfis, Sais, On, Bubastos, Theben, u. s. w. und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im

Tempel der Göttin zu Memfis aufbehalten, und vor profanen Augen sorgfältig verwahrt werden. Meine Absicht ist, daſs meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden, und auf diese Weise das Übel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel möglich vergüten sollen."

Wir gestehen, daſs diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflöſst hat, deren Gröſse mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bey Personen seines Ordens in gehörigem Verhältniſs steht.

Diese Hochachtung, — mit dem billigen Anstande, Bekenntnisse, welche gewisser Maſsen das Ansehen eines Testamentes haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung, der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen; und die Betrachtung, daſs er unter profanen Augen vermuthlich die Augen aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Leuten sich werden rühmen können — alles dieſs scheint uns die

fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemahligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daſs der Priester Abulfauaris kein Recht hatte, uns, die wir über zwey tausend Jahre später in die Welt kamen als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daſs er auf keine Weise berechtigt war, die Vortheile seines warnenden Beyspiels bloſs auf seine Ordensbrüder, die Isis-Priester zu Memfis, einzuschränken; und

Daſs der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, so viel an uns ist, verschaffen, vermuthlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einiger Maſsen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder; und so übergeben wir denn — ohne Furcht die *pios manes* des

ehrlichen Priesters Abulfauaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — seine Bekenntnisse.

DIE BEKENNTNISSE

DES

ABULFAUARIS

gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memfis in Nieder-Ägypten.

AUF FÜNF PALMBLÄTTER

von ihm selbst geschrieben.

Erstes Palmblatt.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Priesters, zum Stande meiner Voraltern bestimmt, wurde ich in den Vorhöfen des grofsen Tempels zu Memfis in dieser strengen Regelmäfsigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorsicht unsrer Alten, erfordert wird einen zukünftigen Priester zu bilden.

Zugleich mit den grofsen Grundmaximen unsrer Hierarchie lernte ich die Kunst meine Leidenschaften zu verbergen; — die Kunst meine Blicke, Gesichtszüge und Geberden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernsthaftigkeit abzuzirkeln; — die Kunst, wenn ich zornig war, zu lächeln, und wenn andre lachten, gleichgültig, oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feierlich auszusehen; — die Kunst allen meinen Reden einen religiösen Schwung, allen meinen Handlungen religiöse Beweggründe zu geben, und

alles was ich Gutes that der Inspirazion des Osiris, oder der Isis, oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. Kurz, alle diese Künste — die ich nicht nöthig habe, euch, meine sehr werthen Mitbrüder, vollständig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unsers gerechten Ansehens so nothwendig sind, — wurden mir durch die Erziehung so eigen gemacht, dafs sie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene, und die Grazie der Natur bekamen, und mir eben so mechanisch wurden, als ob ich sie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Aufser diesem wifst ihr, meine Brüder, dafs unsre ganze Erziehung darauf eingerichtet ist, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unsers Standes, einen immer brennenden wiewohl äufserlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unsrer Verfassung, und eine pünktliche Anhänglichkeit an die Ceremonien, das Ritual, und den ganzen exoterischen Theil unsers religiösen Systems einzuflöfsen.

Man bekümmert sich nicht darum, uns zu überzeugen, dafs Isis und Osiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Tyfon wirklich Götter sind: aber man gewöhnt uns an, ihnen, oder vielmehr ihren Bildern, und allem

was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderin unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis eingeweihet worden sind, würden bey den meisten von uns sehr nachtheilige Folgen haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äufserste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freymüthig, dafs ich die Nothwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beynahe unmöglich gewesen seyn, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memfis auferlegte, so zu spielen, dafs nicht zuweilen ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen

hätte verrathen können, dafs sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, die sich zuweilen in mir empörte, und besonders bey solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

„Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, dafs alle diese Götter, in deren Anbetung du das Ägyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger gewesen sind, als Menschen wie du; Menschen, die von Brot und Fleisch lebten, und, nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Todten durch die Einbalsamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Iniziazion von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die blofse Vernunft hätte überzeugen sollen.

„Wer weifs besser als du, dafs dieser Apis, dessen Tod das ganze Ägypten in die tiefste Trauer setzt, ungeachtet seines weisen

Virecks auf der Stirne, eben so sehr ein Stier ist als irgend ein andrer Stier; und daſs es lächerlich ist, einer Katze wie einer Göttin zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen? — Du gestehest dir selbst, daſs alle diese Dinge ihre vermeinte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und Du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beyzubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? — O Abulfauaris Sohn des Menofis, ich besorge, du bist ein Betrüger!"

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daſs es mir Mühe kostete, zu verhindern, daſs sie, bey gewissen Veranlassungen, nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemahls möglich seyn wird, (antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklich-

keiten) daſs der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiſs, daſs es nicht in Ägypten geschehen wird; oder wenn das Ägyptische Volk jemahls zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unläugbar, daſs dermahlen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Ägypter, so anstöſsig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammen gewachsen, daſs seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

„Die Ägypter glauben eine besondere Vorsehung, und eine Bestrafung begangener Übelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des Ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener groſsen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern

sollen. Je grösser die Ehrfurcht ist, welche sie für diese sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; desto kräftiger wirkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind; desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Scheu, unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewifsheit überzeugt zu seyn, dafs es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesetzt!

„Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Nahmen zu verdienen.

„Nein, Abulfauaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grund-

feste und seines groſsen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst, anvertrauet sind;

„Des Ordens, welchem die Ägypter alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste schuldig sind;

„Dem sie es zu danken haben, daſs die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig, und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluſs aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deſswegen so leicht und so gern ihre Gewalt miſsbraucht, — daſs sie in Schranken eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freyheit vor willkührlichen Anmaſsungen sicher sind.

„In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfauaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!"

Zweytes Palmblatt.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen oder meiner Ehrlichkeit oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daſs sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie thaten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes, und gegen die Vorwürfe des besagten — wie heiſst es? unempfindlich gemacht hatte.

Ich weiſs nicht, ob ich mich irre, — aber seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmahls. Zum Beyspiel, die Unterscheidung zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen,

scheint mir bey weitem nicht mehr so wichtig zu seyn; und ich kann mich nicht erwehren zu glauben, daſs der armseligste Tagelöhner in Memfis aus den Händen der Natur eine Seele von der nehmlichen Art empfange wie der König, oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst.

Warum sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, daſs Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel sey? — daſs der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daſs der Ibis uns nützlich sey weil er unsre Schlangen iſst, und daſs ihm unsre Ärzte vielleicht das Geheimniſs des Klystiers abgelernt haben; daſs die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sey verdickte Säfte zu zertheilen: aber daſs schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?

Ich gestehe, daſs es mir schwer fällt, von einem Geschöpfe, das einem Menschen gleich sieht, so schlecht zu denken, als ich thun

müſste, wenn ich es für unfähig halten sollte, so klare Wahrheiten begreifen zu lernen; und daſs ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmsten unter allen Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendliche Mahl begreiflicher seyn sollte, daſs ein Stier ein Stier, als daſs er ein Gott sey.

Allerdings ist die Macht des Aberglaubens, wenn er einmahl von dem Gehirne der Menschen Besitz genommen hat, entsetzlich. Aber ich sage auch nicht, daſs man das Volk auf Einmahl klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muſs man ohne Zweifel die nehmliche Vorsicht gebrauchen wie bey Leuten, denen man den Staar gestochen hat. Genug, daſs sich in zwanzig bis dreyſsig Jahren eine erstaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken lieſse, wenn wir uns entschlieſsen könnten ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen, und darin nach einem gemeinschaftlichen regelmäſsigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht daſs wir nöthig haben, uns die Besorgniſs, „die groſsen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch untergraben werden," davon abschrecken zu lassen. Wahrheit und Wahrheit sind zu gleichartige Dinge, als daſs sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiſs einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemahls aufhören wird ein Wunsch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiſs, alle, einer nach dem andern, so denken wie ich: aber ach! wie Abulfauaris, werdet ihr erst alsdann so denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschlieſsen werde, um euch Geheimnisse darin sehen zu lassen, die vor jedem andern als einem allsehenden Auge verborgen geblieben sind.

Hermes, der groſse Stifter unsers Ordens und der Gesetzgeber unsers Volkes, hinterlieſs uns eine sehr einfache Religion; wie ein Volk sie nöthig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war, und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte; und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu seyn, die künftigen Priester, als die Aufbewahrer seiner Gesetze, auf den richtigen Standpunkt zu stellen, aus welchem sie das

erhabne Amt, welches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaſste seine geheime Lehre theils in Hieroglyfen, theils in dem geheiligten Alfabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darin: Daſs seine Religion aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden müsse, und daſs seine Absicht dabey keine andere gewesen, als seine neu gestiftete Republik fester zusammen zu ziehen, und, durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles was er an den Ägyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müsse; welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Überdieſs seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deſswegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne,

der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann wie vormahls — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Ägypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unsrer Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyfen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beynahe ins unendliche zu vermehren.

Niemahls ist vielleicht ein abergläubischeres Volk, und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen als das unsrige. Ägypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beym Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnifsvoller Denkmähler eines die Geburt aller andern Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, dafs unser Land ehemahls eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicher Weise mehr Anlage als andere

haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen; zumahl wenn sie überhaupt zur Melankolie geneigt sind, und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Naturfehler zu verbessern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie sollte ein Volk nicht schwermüthig seyn, welchem wir aus einem spitzfindigen Begriff von religiöser Politik alle Musik untersagt haben? — welches sogar bey seinen Gastmählern und geselligen Ergetzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um sich zur Freude aufzumuntern? — und bey welchem die Könige selbst den gröfsten Theil ihres Lebens damit zubringen, sich ihr Grabmahl zu bauen? Ein solches Volk ist dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düsterkeit seiner Gemüthsart pafst, zu gleicher Zeit eine Nahrung seines Trübsinns und ein Hülfsmittel gegen das Übermafs desselben zu suchen.

Der ausschweifendste Aberglaube scheint ein Bedürfnifs der Ägypter zu seyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Person hat ihre eigenen. Die alltäglichsten Erscheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichsten Übel zu besondern Strafgerichten gemacht. Ein

nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum ist hinlänglich die Ruhe solcher Unglücklichen zu stören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen was sie thun sollen, und die andere, ihnen abzubitten was sie gethan haben.

Wie konnt' es anders seyn, als dafs ein solches Volk mehr Priester haben mufste als irgend ein anderes in der Welt? Es mufste ihrer schon eine unmäfsige Anzahl haben, um nur jedem Gott seinen Priester zu geben. Der ursprüngliche priesterliche Stamm reichte nicht zu, die Ägyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche Anfangs keine andre Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Ägyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher sah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wufsten sie so viel Ansehen bey dem Volke zu erschleichen, dafs es bereits unmöglich gewesen wäre sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum

Müſsiggang, und die Bequemlichkeit sich auf andrer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmte das Land mit diesen Mitteldingen, deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngespinste zu umwickeln, und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Groſsen den Zugang zu öffnen, oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hinein kommen. Und da sie es einmahl so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in kurzem ihr Übermuth! Wir selbst muſsten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten: noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Karakter unsers Standes, und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum, ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Übel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand

der armen Ägypter nichts zu hoffen ist. Die grofse Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemahls einsehen lernen, dafs eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurück hält, dem Aberglauben, und den vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wirs nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze, und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug diese grofse Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Überlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muſs, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieſs, grofse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfauaris, dessen untadeliges Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde, dieser Abulfauaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdienstes und unsrer Herrschaft über eine Afrikanische Völkerschaft, welche unserm grofsen Sesostris selbst un-

bekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das Ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin euch so zu nennen) eben diefs, was mir von der Welt, von unserm Hofe, von unserm geheiligten Orden selbst, so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben diefs, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, dafs diese Strafe das wenigste ist was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beyspiel den Besten unter euch erzittern, und einen jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern! Ein weises Mifstrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mufst' ich in der Sicherheit einer vierzig-

jährigen Tugend diesen goldnen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern dasjenige nicht wiederhohlen, was aller Welt bekannt geworden ist. Die geheimen Umstände dieser Hauptepoke meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht giebt; und nur von diesen wird hier die Rede seyn.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daſs diese Negern, zu jener Zeit da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freyes, unschuldiges, und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daſs sie gegenwärtig auf Ägyptische Weise policiert, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt, und der willkührlichen Gewalt unsrer Könige, oder vielmehr der Raubsucht und dem Übermuth ihrer Höflinge unterworfen, und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonne sind.

Und wenn nun der Geitz, der Stolz, und die Üppigkeit des Priesters Abulfauaris die wahren Ursachen dieser für die

armen Negern so unglücklichen Veränderung gewesen wären, — würde er nicht Ursache haben, das vermeinte Verdienst, welches ihm die ehrenvollen Nahmen eines Lehrers und Gesetzgebers dieses Volks erworben hat, für die schwärzeste That seines Lebens zu halten?

Und gerade so, meine Freunde, verhält sich die Sache!

Der Umstand, der mich in den Stand setzte der Blöfse der ehrlichen Negern zu Hülfe zu kommen, war nicht so sehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bey diesen Wilden zu hohlen wären; und, ohne den Gewinn so genau auszurechnen wie der Oberaufseher der Finanzen, wufste ich doch sehr wohl, dafs ich bey der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, dafs ich noch an keinen förmlichen Plan dieses Volk zu policieren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit, und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig

machten, und mir hätten beweisen sollen daſs es unsrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Ägypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daſs ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizey, für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daſs ich ihn für einen Ersatz meiner gemahlten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dieſs wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit un-

sern Bedürfnissen auch unsre Leidenschaften und mit beiden unsre Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniſs, wie unglücklich sie durch den Miſsbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Ägypter, unter dem Scheine der Freundschaft, sich ohne Zweifel über sie anmaſsen würden. Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine Brüder; ich erschrak vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs; und so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reitzte, den ich mir an diesem Volke verdienen konnte, so glaube ich doch, daſs ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft — welche gewohnt ist den Sieg davon zu tragen, wie schwer er ihr auch gemacht wird — den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen, — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch sage, daſs es die Liebe, oder, richtiger zu reden, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Nahmen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Nahmen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieser vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günstiger ist als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erstickt. Aber den sinnlichen Trieb konnte diese Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wufste, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über diesen Punkt noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen sollen eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

———

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damahls noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumahl wenn sie durch Mäſsigkeit unterhalten worden ist, bey einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muſs, um von einem besondern Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblik wirkte stark genug, daſs ich in weniger

als vier und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die Syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beyspiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiſs keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemählde von diesem reitzenden Weibe vor, daſs ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuſs ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wuſste im ersten Augenblicke so gut wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran mich über ihre Absichten zu betrügen, daſs ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte auf etwas andres zu denken, als auf Erfindung eines schicklichen Mittels sie ohne Gefahr meines Karakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblicke war es auf einmahl beschlossen: daſs die Negern policiert werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizey ist auf unsre Religion gebaut; und so sollte es auch bey meinen Negern seyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beyspiel, keine nothwendige Folge, daſs sie mit unsern Sitten auch unsre Laster annehmen muſsten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniſs? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?“

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daſs der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft

begeisterten Fantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemahls den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, dafs ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheufsliche Eingebung des unreinen Dämons, und fafste so heldenmüthige Entschliefsungen, dafs ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumfen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun ohne das mindeste Bedenken an dem grofsen Entwurfe der Umgestaltung meiner Negern arbeiten zu können.

Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daſs ich eben so wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Miſsbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beyspiel des dreymahl groſsen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unsrer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Iniziazion am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Ägypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unter-

nehmung Nachricht zu geben, und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, dafs es ein heiliger Eifer sey, der mich so ungeduldig mache zu meinem erhabenen Geschäft zurückzukehren — und ich liefs euch in euerm Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen, und beschloſs — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein groſses Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reitzenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis, und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daſs man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie ers auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten

des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daſs sie Ursache haben könnte bey einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich, nach dem was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabey zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich muſste mich, mit einer äuſserst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihete wissen dürfen.

In der Verlegenheit womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmahls, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beyspiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben: aber das war mehr als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zu-

liefs. Ich mufste, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemählde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab so bald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verliefs, arbeiteten so kräftig in der meinigen, dafs ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der schönen und gefühlvollen Mazulipa schien aufserordentlich gespannt zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, dafs sie unschuldig genug sey, einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — Denn sie hatte von mir gehört, dafs die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, dafs man sich aufserordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug hinzu zu

setzen: dafs man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkühr der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, dafs ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewufst gewesen sey; aber ich mufste doch fühlen, dafs ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht sie aus meinem Busen hervor zu ziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zittert da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Inizianden wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füfsen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbey: als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Er-

wartung athemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des sakrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das einzige, was mir bey der qualvollen Erinnerung an diesen häſslichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daſs ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „Daſs Personen unsers Standes mehr als alle andre Klassen von Menschen Ursache haben ihr Herz zu bewahren; — und daſs eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst, unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit We-

nigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniſs, der Unterdrückung und des allgemeinen Elendes werden kann."

Unsere Heucheley, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Ärgerniſs, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von auſsen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muſs die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die Sinne fallen. Er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran seinen Absichten zu widerstehen, daſs man ihm vielmehr die Mittel sie auszuführen freywillig in die Hände giebt. Ungestraft miſsbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Leidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen seines Ordens der einzige seyn, der solche Bekenntnisse zu machen hat!

STILPON.

EIN PATRIOTISCHES GESPRÄCH ÜBER DIE WAHL EINES OBERZUNFTMEISTERS VON MEGARA.

Allen aristokratischen Staaten,
die ihre Regenten selbst erwählen,
wohlmeinend zugeeignet.

1774.


Digitized by Google

Einleitung.

Jedermann wird uns eingestehen, daſs der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so groſsen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn muſste, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt daſs diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil, oder Süllу, oder Kolbert, oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und in so fern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Süllys oder Kolberts wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dieſs hätte nichts zu bedeuten.

Wenn diefs in Absicht der Minister von Lilliput richtig ist, warum sollte nicht das nehmliche von den Vorstehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwohl ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, blofs weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Aristides, Kato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewifs von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, dafs es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsstadt jemahls einen Aristides, Kato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, dafs es ein möglicher Fall sey; und dafs die kleinste aller Republiken eben so gut Männer von diesem Schlage in ihrem Schoofse hegen könne, als es möglich ist, und sich vermuthlich schon oft zugetragen hat, dafs der Herr von einem paar Dörfern ein Titus oder Antoninus gewesen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über viel zu setzen.

Wenn Männer von grofsem Geist und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder

Megara verhältnifsweise seltner sind, als in grofsen, — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein paar sehr gute Ursachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein grofser Mann zu werden, und die andre in den Schwierigkeiten, es zu seyn.

Ordentlicher Weise wird man nur dann ein grofser Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beyspiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von diesen Ursachen hat gewöhnlich in sehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freylich nur eine kleine Republik war, aber einen grofsen Mann zum Gesetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches schon in seinen ersten Anfängen die ganze Anlage seiner künftigen Gröfse enthielt) ausnehmen, so ist vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beyspiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie sollten Belohnungen diese Wirkung thun können in einem Staate, dessen Armuth kaum für seine dringendsten Bedürfnisse hinreicht? Gewifs eben so wenig als die Hoffnung des Nachruhms, oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeit-

genossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Kato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen ausserhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läſst: Durch ihren eigenen Reitz muſs dich die Tugend zu edlen Thaten ziehen! Das Bewuſstseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muſs die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch gröſser sind in kleinen Republiken [1]) gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muſs, um wirklich groſse Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hart-

1) Das Wort Republik wird hier immer in der weitesten Bedeutung genommen, deren es fähig ist.

näckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bey euch taugt nichts; alles muſs neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerey seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte Miſsbräuche; und bey jedem Miſsbrauch, auf den man tritt, schreyen etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haſs, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daſs es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundem Kopfe sich die Freyheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, 2) wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gese-

2) *Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?*

hen zu haben, was die Herren nicht wollen dafs man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger seyn, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die grofse Schwierigkeit einen kleinen Staat wohl zu regieren liegt nicht in seiner Kleinheit; denn wahrlich, nur tausend Männer, die mit zusammen gesetzten Kräften auf Einen Punkt los arbeiten, können schon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blofs darin, „tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann in diese Männer einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinschaftlichen Endzweck richte." — In kleinen Staaten ist diefs oft so schwer, als die gefabelten Wunder des Orfeus und Amfion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden Reichsstadt, oder einen Vorsteher einer kleinen Helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der grofsen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf dessen Grab ein schlech-

ter, von Reisenden unbesuchter Stein liegt, — dessen Bild auf Münzen und Kameen die Kabinetter der Kenner zieren, und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Blofs dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, dafs es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus, oder Gorgias, oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll? — einer Republik, die schon längst Nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch etwas war, wenig mehr als Nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weifs, ob nicht an der Art, wie es in des Filosofen Stilpon kleinem Gartensahl aufgelöst wurde, mancher kleinen und grofsen Republik um ein merkliches mehr gelegen seyn möchte, als an der Frage:

Ob Skaramuz, ob Skapin besser tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten, und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe schon sechs volle Jahr alt war, wuſste er doch noch nichts von Metafysik, Geografie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Filosof war, schämte sich nicht eines so unwissenden Knaben Vater zu seyn, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daſs die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensahle wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Filosofen, der kein Rathsherr ist, seyn können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erst wenn es zu spät war; und wenn es auch nicht zu spät

war, folgten sie ihm doch selten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar, daſs man es so machen müſste, wenn mans recht machen wollte: aber — es läſst sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Filosof vermuthete die Ursache ihres Besuchs, und vernahm bald, daſs er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in groſser Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damahls befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumahl wenn sie wohl verdauten, gut schliefen, und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie; helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Übelgesinnten schöpfen Hoffnung; und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen alles,

was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln, Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Miſsbräuche verloren haben, (und Sie wissen, Stilpon, wie groſs ihre Anzahl ist) glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können, und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung giebt zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumahl da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn einige haben den Muth nicht etwas zu wagen; andre sind schwach genug Masken für Gesichter anzusehen; einige sind es so sehr, daſs sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn, und — zum hundert und ersten Mahle auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in unmittelbarer

Gefahr in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden, oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem einen oder dem andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beynahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweyen Übeln Eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern Sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daſs nicht einer von diesen beiden erwählt werde; aber wir haben wenigstens so viel Einfluſs, daſs wir die Wahl auf den einen oder den andern lenken können. Und eben dieſs ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daſs sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daſs eine einzige groſse Thorheit oder Übelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für einen von Ihnen beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben schlechterdings einen schwachen Kopf oder ein schlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich schätzen müssen, wenn es uns nicht noch schlimmer geht. Wissen Sie denn nicht, daſs Gorgias Himmel und Erde bewegt, um seine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daſs er, wenn keiner von diesen obsiegt, die gröſste Hoffnung hat?

Stilpon. Dieſs wäre in der That noch schlimmer als schlimm. Ein verschobenes Ge-

hirn und ein verkehrtes Herz in Einem Menschen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daſs es nur möglich seyn soll, so etwas besorgen zu müssen! — Der bloſse Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policierten Staaten, in welchen — und in welchen allein — solcher Unsinn möglich ist! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten, oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr seyd frey, und wenn ihr einen Anführer braucht, so ist es der beste Mann unter euch! — Und wir — Vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daſs Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorsteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie sehen. Sie wissen, daſs es mir für meine Person gleich viel seyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben so wenig, guter Stilpon; und bloſs darum, weil wir überzeugt sind, daſs der Republik kein gröſseres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gor-

gias zu werden, sind wir zu allem entschlossen, was ein Mittel, dieses Ärgste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wüſste, um die Schwärze seines Karakters nur durch Eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daſs man nur alle diejenigen, die er haſst und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollesten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Dem ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewuſst. Ja, die meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bey vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläſst sich Gorgias: sie mögen mich immer hassen, denkt er, wenn sie mich nur fürchten! — Die übrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daſs er ein Mann von Einsicht und Geschick-

lichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Dutzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten ein mittelmäſsiger Sykofant oder ein erträglicher Schreiber zu seyn, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sey, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich, und hat vermittelst einer Freygebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem gröſsten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daſs sie ihn heute noch zum Oberzunftmeister machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias ist also furchtbar. Wenn wir nicht vorsichtig sind, wird er sich zwischen Lampus und Megillus hinein drängen, und, o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüſste wohl einen Rath, aber er ist nur für unsre Urälterväter gemacht. Leute wie wir müssen sich alles gefallen lassen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen.

Da wir keine Hoffnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können als wir wünschten, so muſs es nun unsre Sorge seyn, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man einmahl in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zwey oder drey Übeln eines zu erwählen, so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen welches das leichteste sey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieſs ist es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Übel sey. Lampus ist ein Schwachkopf, Megillus böse, Gorgias beides. Die beiden ersten zusammen genommen sind ungefähr so schlimm als der letzte allein; aber daraus folgt nicht, daſs einer von ihnen gerade so viel wiegt als der andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich: Lampus ist arm an Geist, aber er hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz, ich für den Verstand; welcher von uns beiden hat Recht? Was ist Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefähr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen Steuermann; wer taugt besser dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich gestehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verstand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch den Dingen ihren rechten Nahmen zu geben? Es ist eine böse Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wissen, so lang' er lebte, als meinen Meister ehrte — Aber ich bin ein Mann, der sich berichten läfst. Lassen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, dafs es am Ende doch immer das Herz ist, was den Menschen regiert, und dafs ein Mensch, dessen Herz redlich und gut ist, so schwach er auch übrigens seyn mag, doch immer wenigstens den Willen hat gut zu handeln: so hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verstand, dessen Herz schlimm ist, wird desto mehr Böses thun, je mehr er Verstand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verstand vermehrt seine Macht, giebt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn seine Absichten geschickter verbergen, seine übelthätigen Leiden-

schaften besser bemänteln, setzt ihn in den Stand, sich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen, und sogar redliche wohl gesinnte Personen zu Werkzeugen seiner bösen Anschläge zu machen. Ein guter Mensch von sehr eingeschränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünscht; aber er wird doch gewiſs alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von Verstand sind, so wird es ihnen nicht schwer seyn, ihn dahin zu bringen, daſs er alles das Gute thue, was sie selbst an seinem Platze thun würden; zumahl wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind, ihn ihre Stärke und Überlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun als er kann und weiſs; er wird auch alles, oder doch einen groſsen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewiſs nichts Böses befördern. Denn dieſs kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Übelgesinnten falsch berichtet ist, oder seinen eignen Vorurtheilen, oder Leuten von unzu-

verlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör giebt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrigen Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag giebt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit giebt, aus Neigung thut, und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird, — wird unendliche Mahl weniger Böses thun, als ein andrer, der aus eigner Bewegung alles Böse thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig; und ich habe mich, bisher we-

nigstens, der Augenscheinlichkeit derselben nicht entziehen können. Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichem Lampus erkläre, der zwar, wie wir alle wissen, leider! einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiſs kein übelthätiges Herz hat, und also, höchst wahrscheinlicher Weise, der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daſs nichts zweydeutiger ist als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den ersten den besten, der ihm ein paar Dreyer giebt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens so lange sie Hoffnung haben noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Groſsmuth und Gutherzigkeit überflieſsen. Der Pöbel, der die Groſsen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem

Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntre Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Überhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den meisten verwechselt. Wie vielen schreibt man bloſs darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun, als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke, sich lieber alles gefallen lassen, lieber alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Foderungen Nein zu sagen! — Wie manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daſs man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf als man will! Und fehlt es etwa an Beyspielen von Heuchlern, die jenen Ruf bloſs dadurch erschlichen haben, daſs sie vorsichtig genug waren, alles Böse, was sie thun wollten, durch andre zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daſs ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sey, verdient (däucht mich) derjenige den Nahmen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut, und eben so aufrichtig wünscht immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit andrer Menschen bloſs stellt, oder ihn vielleicht unfähig macht seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren, — kann nur zu oft die Ursache groſser Übereilungen und Fehltritte werden: aber alles Böse, wozu er solcher Gestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Nahmen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu seyn wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äuſsere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen, oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daſs es unserm Freunde Kleon vielleicht groſse Mühe gemacht haben möchte, eine andre zu finden, wobey die blöden Seelen, die er nun einmahl in seinen Schutz genommen hat, besser davon gekommen wären. Aber, wie dem auch seyn mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andre ist, so bin ich bereit es dabey bewenden zu lassen; und behaupte also, ohne weitere Vorrede, daſs ein schwacher Mensch, mit dem besten Herzen von der Welt, das unfähigste unter allen Wesen sey sich selbst und andre zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daſs ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, eben so wohl durch verständige und gute Menschen als durch Narren und Bösewichter regiert werden könne, und also (wenigstens im glücklichen Falle) unendliche Mahl weniger Böses thun werde als ein Mann von bösem Willen: so behaupte ich ferner, daſs diese Art von Menschenkindern, ihrer Natur nach, unfähig sey, sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze, und Ihnen die Mühe solchen zu fassen, nicht besser erleichtern zu können, als wenn ich

Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben kopiert, als ich nur immer kopieren kann. Der Originale, die dazu gesessen haben könnten, gehen so viele in der Welt herum, daſs nichts leichter seyn wird, als sich zu überzeugen, daſs ich kein Unding gemahlt habe. Ein schwacher Mensch — lassen Sie seinen Willen so gut seyn als er kann — hat nicht Verstand genug, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden; und dieſs ist, wo nicht die einzige, doch gewiſs die erste und fruchtbarste Ursache alles des Bösen, was ich von ihm zu sagen gezwungen seyn werde. Seine Seele schwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beynahe alle Dinge anders vorkommen als sie sind. Desto schlimmer für ihn, wenn er dem ungeachtet richtig zu sehen glaubt; denn desto unmöglicher wird es, ihm den Dunst von den Augen zu blasen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt voraussetzen, wünscht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf ist es unmöglich, daſs man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiſs was sich gebührt, nicht unterscheiden kann, was

im gegebnen Falle recht ist. Der schwache Mensch, der diefs nicht kann, möchte gar zu gern alles seyn was er seyn sollte; aber die beschwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er sich diese Fragen falsch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! dafs er standhaft ist wo er nachgeben sollte, und nachgiebt wo ein weiser Mann wie eine Mauer stände; dafs er Herz hat wo er zittern sollte, und zittert wo nichts zu fürchten ist; dafs er zurückhaltend ist, wo ihm nützlich wäre offen zu seyn; streng, wo er gelinde, verschwenderisch, wo er sparsam, und sparsam, wo er freygebig seyn sollte. Daher, dafs er nie weder die Menschen mit denen ers zu thun hat, noch die Sachen wovon die Rede ist, noch die Umstände, auf die immer alles ankommt, zu unterscheiden weifs; daher so viele Fehler, die durch ihre Folgen oft so schädlich sind, dafs er mit allem möglichen bösen Willen nichts schlimmers hätte thun können. Daher, dafs er, weil er gehört hat dafs einige Spitzbuben Verstand haben, alle Leute von Verstand für

Spitzbuben hält; daſs er Kleinigkeiten mit Ernst und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daſs er sich einbildet, was Einmahl gelungen oder miſslungen ist, werde immer gelingen oder miſslingen; oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Miſstrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dieſs auch scheint) beynahe immer so groſs ist, daſs es das allgemeine Miſstrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt, und daher die Ursache wird, warum er seinem eignen Urtheil nur selten, und dann gerade am wenigsten folgt, wenn sichs zuträgt daſs er richtig urtheilt. Gestehen wir, meine Freunde, daſs der beste Wille ohne Verstand, und (worauf hier alles ankommt) ohne den Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viel Dienste thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man vorstellen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeister zu seyn, daſs er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechen-

land auf die Pastetenbäckerey versteht, und in der Kunst Wachteln abzurichten seines gleichen sucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon sagen) können nicht andre ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?“ — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müſsten so schwach seyn als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freylich eines andern Blinden Führer seyn, in so fern der Führer wieder seinen Führer hat; aber wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle drey gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie Sie sehen, nicht besser, wenn gleich drey hundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist, von ihres gleichen, müssen sich die guten Schwachköpfe nun einmahl führen lassen. Sie müſsten besonders glücklich seyn, wenn sie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler stieſsen. Man hat Beyspiele davon, aber sie sind selten; und man trifft zehn Fälle gegen Einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Ärmel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wissen wohin. Denn was

die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrifft, so ist erstens ausgemacht, dafs sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, dafs sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden wollten, so könnte diefs zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, ja vor denen er sich als vor seinen ärgsten Feinden hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist alles daran gelegen, einen jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrognen die Augen öffnen könnte. Sie haben also nichts angelegeners, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte ist, den Weg zu verrennen: und sollte ein solcher zufälliger Weise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen; so werden sie ihr Haupt nicht eher sanft legen, bis sie ihm weifs gemacht haben, dafs der ehrliche Mann ein übel gesinnter, gefährlicher Mensch ist; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorstellen liefsen, dafs sie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis sie ihnen die geschwornen

Feinde ihrer beiderseitigen Ruhe und Freundschaft, den Hirten und seinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber gesetzt auch, der schwache Mann bliebe lediglich sich selbst überlassen, so kann man doch versichert seyn, daſs ordentlicher Weise diejenigen, die es am besten mit ihm meinen, immer die sind, die er am wenigsten leiden kann. Ein Mann von Verstand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen: aber so bald er sich einfallen lassen wollte, einen ernsthaftern Gebrauch von seinem Verstande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verstand sehr leicht kommen kann — so bald er bey Gelegenheit dem schwachen Manne zu verstehen geben wollte, daſs er in dieser oder jener Sache Unrecht habe, sich irre, sich betrügen lasse, seine Neigungen oder sein Vertrauen übel anlege, und dergleichen; so würde er das Geheimniſs gefunden haben zu miſsfallen, gähnen zu machen, und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute hassen nichts so sehr als Vorstellungen, die einem versteckten Tadel oder einer indirekten Beschuldigung von Schwachheit ähnlich sehen. Der Mann von Verstand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit sagt, wird ihnen überlästig; sie ent-

ledigen sich seiner je eher je lieber, und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bey denen sie wieder frey athmen, und der beschwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche sie sich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verständigen und ehrlichen Mannes zu entziehen suchen. Kurz, der schwache Mann müfste noch mehr als schwach, er müfste ein völliger Dummkopf seyn, wenn er Leute von Verdiensten zu seinen Freunden erwählen sollte. Dem Dummkopfe könnte so etwas begegnen, weil er bey allem, was er thut, blofs in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch so viel Verstand, oder Instinkt, (wenn Sie es lieber so nennen wollen) dafs er sich zu seines gleichen hält; und wenn er jemahls, aus Übereilung oder Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, dafs er bald genug von seinem Irrthum zurück kommen, und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumfieren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffnen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unsrer Republik setzen

wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daſs er sie für seine Freunde ansehe, daſs er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer, oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übel gesinnte und gefährliche Leute abgemahlt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich als er immer kann. Sie selbst, überzeugt daſs sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück: und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabey bleibt: wenn das Miſstrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haſs und Verfolgung ausschlägt, und jede Bemühung für die gute Sache wirksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe, und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloſser Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer

den grofsen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man zu glauben dafs er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit giebt, und nur das Böse, wozu er betrogen wird," — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! diefs ist alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läfst. Denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äufserer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen, — von andern oder von sich selbst, — und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdann Böses thut, wenn er es seiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben so sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Überlegung mangelt: so ist es ein blofser und in der That seltener Zufall, wenn es ihm etwa einmahl begegnet etwas Kluges zu thun, und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staa-

ten, die von einzelnen Beherrschern regiert werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschaffnen Anfangs einen Versuch sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken von andern regiert zu werden; und da sie sich die Überlegenheit eines Mannes von Verstand nicht verbergen können, so ist natürlich, daſs sie ihn als eine Art von Hofmeister ansehen, dessen Obermacht ihnen desto unerträglicher wird, weil sie sich auf das Ansehen der Vernunft gründet, gegen welches sich, zu groſsem Verdruſs der blöden Herren, nichts erhebliches einwenden läſst. Sie möchten immer in allen Dingen bloſs nach ihrem Belieben handeln; und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daſs sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freyheit des Weisen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie

eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daſs nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daſs sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich gefälligere Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt; oder so lange geplagt, bis sie selbst davon gehen; und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabey zu befinden; es ist so angenehm immer getreue, ergebene Leute um sich zu sehen, die alles schön und gut finden was uns gefällt, alles möglich was wir wünschen, alles preiswürdig was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süſse Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug eingegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herum geschlungen haben, daſs er sich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich, aus thörichter Furcht vor den

vermeinten Fesseln des Ehestandes, von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyrannisieren lassen. Sie seufzen unter einer unendliche Mahl beschwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit sich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Misstrauen, welches sich endlich solcher Grofsen bemächtiget und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bey wem sollen sie Rath oder Hülfe suchen? — Bey den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewufst ist. Und wenn auch diefs nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Herkules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche

an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daſs sie sich jemahls dazu entschlieſsen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freygebig, wenn ich bey einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Klasse gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweydeutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein groſser Mann seyn. Das findet vornehmlich bey denjenigen Statt, deren Karakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht; die alles gern von der gefälligsten Seite ansehen, und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes, lieber jedermann für das, wofür er sich selbst giebt, gelten lassen, als sich die Mühe geben zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerley Fuſse. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht

seyn, ohne zu fürchten, daſs man darum weniger bey ihnen gelten werde. 3) Sie beob-

3) Einen ungemein gut hierher passenden Zug find' ich so eben in einem der Briefe des Plinius. Er betrifft den Kaiser Nerva, der noch bis auf den heutigen Tag im Besitze des Ruhms ist, einer der besten Cäsarn gewesen zu seyn. Dieser gute Kaiser speiste einst mit einer kleinen Anzahl von Personen, mit denen er vorzüglich als mit seinen Freunden umging, zu Nacht. Ein gewisser Hofschranze, Nahmens Vejento — (ein so schlechter Mensch, daſs Plinius, um dem Freunde, dem er diese Erzählung macht, in zwey Worten den vollständigsten Begriff von seiner Verächtlichkeit zu geben, die Wendung gebraucht: ich habe alles gesagt, da ich dir den Burschen genannt habe) — dieser Vejento lag zunächst an dem Kaiser, und sogar an seiner Brust (*etiam in sinu recumbebat.*) Von ungefähr war die Rede von einem gewissen Katullus Messalinus, einem der gröſsten Bösewichter aus Domizians heillosen Zeiten; einem Menschen, der (wie Plinius sagt) nicht wuſste, was Furcht, Scham und Mitleiden war, und den der Tyrann wie ein tödtliches Geschoſs gegen jeden Rechtschaffnen, den er aus seinem Wege haben wollte, gleichsam abzuschieſsen pflegte. Man sprach, so lange die Tafel dauerte, von diesem Messalinus, und jeder

achten eine genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüſslern, lächeln die einen so freundlich an als die andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung, und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daſs er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den meisten, wenn sonst alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu seyn, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiſs, und die bey Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen.

von den Anwesenden hatte irgend eine Anekdote, die seine ruchlose und blutdürstige Gemüthsart schilderte, beyzutragen. Endlich sagte der Kaiser: „Was meinen wir, wie es diesem Menschen ergangen wäre, wenn er noch lebte?“ Er würde mit uns zu Nacht essen, antwortete einer von den Anwesenden. — Dieses einzige *nobiscum coenaret* ist, wenn ich nicht irre, das vollständigste Porträt des Kaisers Nerva werth. Wie schwach muſste der Fürst seyn, dem man so etwas sagen konnte? und wie gut muſst' er seyn, daſs mans ihm sagen durfte? S. *Plin. Epist. L. IV.* 22.

Die natürlichen Folgen hiervon sind, daſs Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit Einem Worte, Tugend, unter solchen Regierungen ein leerer Nahme ist; daſs Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr Statt finden; daſs Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder beides zugleich den gröſsten Schaden thun; daſs diese Leute sichs recht zur Pflicht machen, jedes hervor glänzende Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrekken; — daſs, wo die Tugend keine Ehre giebt, das Laster endlich aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daſs sie Nichts dabey wagen; kurz, daſs unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil jeder thut was ihm beliebt, entweder gar nichts, (welches oft besser ist als Etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschieht, daſs oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiſs nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haſs gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten lieſs, uns ein Fratzenbild hinzumahlen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun, und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daſs in Staaten, wo alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen groſsen Theil der schlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so groſsen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daſs die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben?

oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich besorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus ist, eben dadurch, daſs man ihn an die Spitze setzt, öffentlich für den Besten erklärt, möchten die Verständigen und Wohlgesinnten schwerlich stark genug seyn, die Thoren und Übelgesinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine solche Wahl setzt schon einen Grad von Verderbniſs in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Genesung übrig läſst.

Eukrates. Sehr richtig! Eine solche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die schon lange aufgehört hat zu empfinden was Tugend ist. In dieser machen die Schlimmen gewiſs die ungleich gröſsere Zahl aus; und würden diese einen Mann wie Lampus (wenn man anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drey vielleicht schon einen groſsen Theil ausmachen, gegen ein Bündniſs zwischen Dummheit und Bosheit aus-

richten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müſsten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern das die Übelgesinnten thun werden, noch die Partey der Wohldenkenden zu unterstützen, und ihrer Wirksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gern, daſs er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich seyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wiſst, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daſs ihr den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks, und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muſs.

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns entschlieſsen eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir alle wissen daſs er ein Bösewicht ist?" — Freylich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt.

Aber gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das Ägeische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen als einen, der sonst in jedem andern Verhältniſs ein böser Bube wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verstände? Ich denke, Nein. Unser sind viele, würden wir denken. Wir wollen des bösen Menschen wohl Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerley Schicksal zu gewarten hätte wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daſs er sein Möglichstes thun wird uns zu erhalten. Dieſs, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und Thätigkeit. Wahr ists, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück andrer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geitzig, hart und grausam; niemahls hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts abschreckendes für ihn, so bald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil

wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen seyn. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als sein Eigenthum behandeln, und die Gesetze nicht als Fesseln die er tragen, sondern als Schlingen denen er ausweichen muſs, ansehen. Er wird alles anwenden sich einen Anhang zu machen, durch den er alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieſs ist alles wahr. Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daſs er mit Bedacht und Vorsicht handeln, und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken, oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeitz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daſs er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt,

ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und diefs macht, dafs er oft gerade so handeln mufs, als ob ers wäre. Aufserdem haben wir bey einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, dafs wir, weil er mit Überlegung und Klugheit zu Werke geht, beynahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird: ein Vortheil, auf den wir bey einem Lampus, der es selbst niemahls weifs, wenig Rechnung machen können. Mit Einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andre Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine Gegenfüfsler seyn mögen, nie ohne Einflufs seyn, und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewifsheit, dafs er bey jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Karakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn sie zu schonen, und, da er doch zuweilen ihres Beystandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, dafs auch Er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, dafs er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber

was bekümmert uns dieſs? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daſs ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsre Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht weil es gut, sondern weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, alles zu sagen was sich von einer Sache sagen läſst, so bald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst, und überlaſs' es nun unserm Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das beste für die seinige gesagt, was sich sagen lieſs, und, so fern er hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs es

in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben, und diese können eben so wohl für die eine als für die andre Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie, ohne Noth, (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daſs wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Überlegung zu nehmen, ob es besser sey die Republik einem guten Manne ohne Kopf, oder einem Schlaukopf ohne Herz Preis zu geben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offne Augen und freye Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muſs den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemahls einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten giebt. Verzeihen Sie meine Freymüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. — Aber wenn nun der gröſsere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt, und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Miſsgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daſs sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — weiſs von schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Kompliment, das der Filosof ihrem ehrwürdigen Orden zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwey oder drey Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Filosof in der Welt, daſs es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus, oder einen so schlimmen Mann wie Megillus, zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also, und erwählten einmüthig — den Gorgias;

den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen muſste, daſs er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die auſserordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Filosof Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr strafbares bemerkt haben wollten, und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Filosofen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Filosof." — Ich habe die

Filosofen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müſsiggänger, Sterngucker, Marktschreyer und Leute die mit Murmelthieren im Lande herum zogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeiſse! sagte Gorgias.

Der Filosof Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Bravissimo! rief der Filosof Stilpon, und zog nach Athen, wo die Filosofen (ausgenommen daſs man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingssaft zu trinken gab) überhaupt so wohl gelitten waren als an irgend einem Ort in der Welt.

BONIFAZ SCHLEICHERS JUGENDGESCHICHTE

ODER

KANN MAN EIN HEUCHLER SEYN OHNE ES SELBST ZU WISSEN?

Eine gesellschaftliche Unterhaltung.

1776.

BONIFAZ SCHLEICHERS JUGENDGESCHICHTE.

Die im Oktober 1775 im Deutschen Merkur aufgeworfene Frage: Ob man ein Heuchler seyn könne ohne es selbst zu wissen? wurde einige Zeit darauf, bey einem Besuche, den ich von meinem Freund und Landsmann S. erhielt, der Gegenstand unsrer Unterredung.

Die Frage hatte, wie er mir sagte, einiges Aufsehen gemacht, und es war hier und da viel dagegen und dafür gesprochen worden.

Ich selbst (sagte Herr S.) befand mich neulich in einer hübschen Gesellschaft, wo diese Materie, mit aller Seichtigkeit, womit dergleichen spekulative Dinge in allen gesellschaftlichen Gesprächen behandelt zu werden

pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer der ausgemachtesten Tartüffen, die jemahls von Sonne und Mond beschienen wurden, (wiewohl nicht eigentlich von der andächtelnden Klasse) führte das grofse Wort. Er fand die Frage überflüssig und ärgerlich. Es wäre (behauptete er) gerade als wenn man fragte, ob jemand ein Falschmünzer seyn könnte ohne es zu wissen? Da hätten die Schelme gut Schelme seyn, meinte er, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob man wohl gar mit gutem Gewissen ein Schelm seyn könne?

Der Mann war desto unparteyischer, da er wider sich selbst zeugte; wiewohl diefs freylich eben nicht seine Absicht seyn mochte.

Man sieht doch, — sagte eine gewisse Frau von A. (die vor fünf und zwanzig Jahren für das schönste Mädchen unsres Ortes gehalten wurde, und seitdem in einer Art von Besitz *vel quasi* geblieben war, sich für die Venus der Stadt und Landschaft ** zu halten) — Man sieht doch, sagte sie, indem sie ihre Augen mit einer anmuthsvollen Verdrehung über den gegen über hängenden Spiegel wegstreifen liefs, und sich ein

wenig in die Oberlippe biſs — wunderbare Beyspiele, wie die Menschen sich selbst betrügen können! Hält sich nicht die kleine Z. trotz ihrer Stumpfnase und ihrer groſsen Unterlippe, für die reitzendste kleine Person unter der Sonne? Kennen wir nicht alle die dicke Frau von B. die zu Kaiser Karls des Siebenten Zeiten sich so gern sagen lieſs, sie sehe der berühmten Montespan wie zwey Tropfen Wasser gleich? Thut sie nicht noch immer als ob jeder, der sie ansieht, zum Sterben in sie verliebt werden müſste? — Warum sollt' es einem Heuchler nicht eben so gehen können?

Sich für schön, oder wenigstens für liebenswürdig zu halten, (sagte Herr D.) ist ein sehr natürlicher und, wie ich vermuthe, allgemeiner Glaube junger Frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem Grade sind, hören es überdieſs so viel und oft, daſs ihre Bescheidenheit endlich gezwungen ist, sich auf die Seite der Eigenliebe zu schlagen. Indessen überschleicht ein Tag den andern. Unvermerkt werden Jahre daraus. Man wird dreyſsig, man wird vierzig, ohne es gewahr zu werden. Der Übergang von einem Augenblick zum andern ist so unmerklich, daſs man sich natürlicher Weise in jedem

noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und so geht es ganz begreiflich zu, daſs eine Venus von zwanzig, die so nach und nach von Augenblick zu Augenblick vierzig geworden ist, noch immer die nehmliche Venus zu seyn glaubt.

Was ihre Runzeln auch dagegen einwenden mögen — schnarrte die junge Frau C. indem sie einen anspielenden Seitenblick auf die Frau von A. warf.

Die Einwendungen junger Runzeln kommen gegen das beglaubte Zeugniſs von mehr als zwanzig Jahren in keine Betrachtung, erwiederte Herr D. mit dem Tone, womit gewisse Personen oft den plattesten Einfall so geschickt hinzuwerfen wissen, daſs er wie Witz klingt, und ohne weitere Prüfung dafür genommen wird.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, sagte der Tartüff. Aber das von Frau v. A. angezogne Beyspiel, wovon Sie uns einen so guten Grund angegeben haben, beweiset, anstatt wider, vollkommen für meine Meinung. Der Heuchler muſs nothwendig vom ersten Augenblick an, da er seine Kunst zu treiben anfängt, durch alle folgende sich

eben so gut bewufst seyn dafs er ein Heuchler ist, als die Frau von B. sich von Kindheit an ihrer Schönheit bewufst war. Die Folge ist bey beiden die nehmliche. Je älter sie wird, desto tiefere Wurzeln schlägt bey ihr das Bewufstseyn ihrer Reitzungen; je länger er heuchelt, desto mehr Stärke gewinnt das innerliche Bewufstseyn, dafs er ein ganz andrer Mann ist als er scheinen will.

Sollten wir nicht lieber sagen, versetzte Herr D. es ginge dem Heuchler wie einem in seiner Profession grau gewordnen Lügner, der seine Lügen so oft für wahr erzählt, bis er sie endlich selbst glaubt?

Richtig, he, he, he, getroffen, Herr D. getroffen! rief ein ältlicher Herr, der vor kurzem zu Rathe erwählt worden war, weil ihn die gute Mutter Natur mit einem herrlichen Vollmondsgesicht und einem stattlichen Bauche begünstiget hatte, und weil er auf alles was man sagte ein Kopfnicken, ein he, he, he, und ein Exempelchen bereit hatte. Erinnern Sie Sich noch, fuhr er fort, indem er sich unhöflicher Weise an die Frau von A. wandte, des hagern lungensüchtigen Schlossers Jakob, den man gemeiniglich nur

den Gadriga hiefs? Sein Sohn, bey dessen ältestem Jungen ich Gevatter war, erbte die Werkstatt und den Nahmen Gadriga; aber eigentlich schrieb sich dieser vom Grofsvater her, den sich mein seliger Vater oft erinnerte in seinem schmutzigen Lederwamms und mit seiner hohen schwarzsammtnen Pelzmütze, die er mitten in den Hundstagen nicht ablegte, als ein Knabe gesehen zu haben. Dieser alte Gadriga hatte in seinen jungen Jahren lange gewandert, war in Frankreich, und in Holland, und sogar in England gewesen; wie er denn wirklich ein so guter Schlosser war, als wir keinen wieder gehabt haben, seitdem wir alle unsre Bürgersöhne, so bald sie sich die Nase am Ärmel schneutzen können, *dispensando* ins Heirathen pfuschen lassen. Aber wieder auf den alten Gadriga zu kommen, so pflegte der, wenn er an Sonn- und Feiertagen Abends mit andern Bürgern bey einem Kruge Bier im Wirthshause safs, gemeiniglich von seiner Wanderschaft zu erzählen; und wie er in Kolmar, und zu Kölln, und in Middelburg, und in Delft und Rotterdam gearbeitet, und sich da in frischem Häring und Lachs und Austern dick gefressen, und Englisch Bier dazu getrunken habe, und wie er in einem grofsen Boote nach Harwich in England

überfahren wollen, und wie das Boot mit allen darauf befindlichen Personen in einem schrecklichen Sturm jämmerlich zu Grunde gegangen sey. „Zu gutem Glücke, fuhr dann Gadriga fort, wurd' ich, just da ich vor Mattigkeit nicht einen Augenblick länger hätte schwimmen können, von einem ungeheuern Wallfisch verschluckt. Soll mich dieser und jener, wenn nicht unsre grofse Pfarrkirche mit sammt dem Thurm und den Seitenkapellen in seinem Bauche Platz gehabt hätte! Ich wollte ihn Schritt für Schritt ausgemessen haben, wenn ich vor den vielen Mastbäumen und Kabeltauen, die er im Leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun stellt euch einmahl vor, Brüder, rief er, wie einem ehrlichen Christenmenschen so mutterseel allein in so einem Saracenischen Wallfischbauch zu Muthe seyn mufs! Wasser fand ich da genug für mein Leben lang; aber der Henker hätte trinken mögen! es war lauter Salz, Pech, Schwefel und Kolofonium. — Ich hatte zwar noch ein Endchen Tabak und einen Fingerhut voll Branntwein in der Ficke; aber das reichte nicht weit, und mich hungerte wie sechs hundert Wölfe. Da war guter Rath theuer, nicht wahr? Möchte wohl sehen, was solche Bursche, wie ihr da, hätten anfangen wollen,

wenn ihr in einem solchen Gewölbe von Wallfisch Rippen, jede dicker als ein Zimmerbalken, gesteckt hättet! Aber, potz Wetter! wozu hälf' einem ehrlichen Kerl auch der Verstand, wenn einem in solchen Umständen nichts einfiele? Der Wallfisch hatte eine Leber, wohl so groſs wie fünf oder sechs von den gröſsten Elsasser Mastschweinen, die ihr in euerm Leben gesehen habt. Es war eine schöne frische Leber, meiner Seel! Das Wasser lief mir ins Maul, wenn ich sie ansah. Ha, denk' ich, wer da eine gute Schüssel Leberklöſse von dieser Wallfischleber hätte! — Ihr hättet ihm Stücke zentnerweise wegschneiden können, ohne daſs ers gewahr worden wäre. Zu gutem Glücke find' ich eine Bauerngans 1) in meinem Hosensacke! Ein Maltersack voll Dukaten und Dublonen hätte mich nicht so gefreut." — In diesem Ton erzählte nun Gadriga fort, wie er Feuer in des Wallfisches Bauch angemacht, und sich Leberklöſse dabey gekocht hätte, besser als er sie je in seinem Leben gegessen; und auf jede Frage, die seine Zuhörer an ihn thaten, wo er

1) Nahme einer Art von Taschenmesser mit hölzernem Griff, in der Gegend wo Gadriga lebte.

dieſs und das dazu hergenommen, und wie es ihm weiter im Wallfischbauch ergangen, und wie er den Weg wieder heraus gefunden, hatte er eine Antwort in Bereitschaft; und wenn ihm dann die ältern Bürger ins Gesicht lachten, schwor er Himmel und Hölle zusammen, daſs alles Zug für Zug so wahr wäre wie Amen. — Nun, hören Sie nur weiter! denn jetzt kommt erst der rechte Spaſs von der Sache, he, he, he! weſswegen ich Ihnen nehmlich die ganze Historie erzählt habe. Denn da der ehrliche Gadriga über achtzig Jahre alt wurde, und alle Sonn- und Feiertage Jahr aus Jahr ein ins Wirthshaus ging, wo es sehr oft Gelegenheit gab von seiner Wanderschaft zu reden: so erzählte Gadriga seine Lüge von des Wallfisches Bauch, und von den Leberklöſsen die er sich darin gekocht, so viel und oft, daſs er sie zuletzt im Schlaf hätte erzählen können. Und weil die Leute, die indessen nachwuchsen, immer ungläubiger wurden; so log er binnen funfzig Jahren nach und nach so viel Umstände hinzu, und bekräftigte die Wahrheit davon bey jedem Worte mit so vielen Straf mich Gott, Sappermenten und Legionen Teufeln, daſs er sie endlich selbst zu glauben anfing, und in den letzten Jahren seines Lebens sich darauf hätte sengen und

brennen lassen, daſs ihm alles von Wort zu Wort wirklich so begegnet sey. He, he, he! — Woraus denn zu ersehen ist —

Ihre Erzählung hätte nicht passender kommen können, Herr E. (unterbrach zu unserm Glücke Herr D. den dicken Rathsherrn, der sich in die Laune zu schwatzen hinein erzählt hatte) Friede sey mit dem alten Gadriga, wo sich seine Seele auch befinden mag! Nichts könnte geschickter seyn als sein Beyspiel, um uns begreiflich zu machen, wie ein Mann dazu kommen kann, nicht nur wider seinen eigentlichen Vorsatz ein bloſs zur Lust ersonnenes Mährchen für Wahrheit zu geben, sondern es zuletzt selbst dafür zu halten. Ich bin gewiſs, daſs er anfänglich weiter nichts als Spaſs machen wollte. Da er aber unter den Zuhörern immer einige mehr oder weniger geneigt fand seine Lüge zu glauben, oder wenigstens sich daran zu belustigen: so war nichts natürlicher, als daſs ihn die Begierde zu interessieren und zu überreden unvermerkt weiter führte, als er Anfangs zu gehen im Sinne hatte. Diese allen Erzählern so natürliche Begierde erwärmt seine Einbildungskraft; der Widerspruch erhitzt sie immer mehr; die Begierde Recht zu behalten schürt nach; man über-

zeugt andre nur nach dem Maſse wie man selbst überzeugt scheint; er spricht also immer aus einem stärkern Tone; erdichtet immer neue Umstände, um seine Erzählung wahrscheinlicher zu machen; sie wird es endlich für ihn selbst, wirds mit jeder Wiederhohlung mehr; und zuletzt kommt heraus, daſs er der Narr von sich selbst geworden, und der einzige ist, den er mit seiner Lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unsern vorigen Diskurs zu kommen) gerade so wie es dem ehrlichen Gadriga mit seinem Mährchen erging, könnt' es einem Menschen ergehen, der sich einige Jahre lang viel Mühe gegeben hätte, weiser und tugendhafter zu scheinen als er wirklich wäre. Je gröſsern Vortheil er davon hätte, die Welt durch diesen angenommenen Schein zu hintergehen, und je mehr es ihm Mühe und Aufmerksamkeit kostete den Tugendhaften zu spielen: um so natürlicher wär' es, wenn sich seine Einbildungskraft endlich mit einmischte, und ihn, wenigstens in gewissen Augenblicken, beredete, daſs er es wirklich sey.

Mir däucht, sagte Frau F. (die nicht gern eine Gelegenheit vorbey gehen läſst, wo sie ihre Belesenheit in Englischen Dichtern,

Wochenschriften und Schauspielen anbringen kann) man könnte auf Ihren Heuchler sehr schicklich eine feine Stelle anwenden, die ich heute in Kongreve's Lauf der Welt gelesen habe. Die Rede ist von einer gewissen Lady Wishfort, die in einem Alter, wo Ansprüche doppelt lächerlich sind, und mit einer Figur, die niemahls welche zu machen gehabt hatte, sich noch einfallen liess auf Eroberungen auszugehen. Sie erwartet einen Liebhaber, oder, eigentlicher zu reden, einen Heirather, den die Reitzungen ihres Vermögens herbey gelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem Bildniss kennt. Aber unglücklicher Weise hat ein heftiger Unwillen, in den sie eben über einen ehmahligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre Morgenarbeit am Putztische so übel zugerichtet, dass ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche Verwüstung im Spiegel gewahr wird. „Du musst mich wieder zu rechte machen ehe Sir Roland kommt, sagt sie zu ihrer Kammerjungfer, oder ich werde meinem Bildnisse schlecht Wort halten." — Sorgen Sie nicht, gnädige Frau, (spricht die Jungfer) ein Bisschen Kunst machte dass ihr Bild Ihnen ähnlich sah; nun muss ein Bisschen von

der nehmlichen Kunst machen, daſs Sie Ihrem Bilde ähnlich sehen.

Wir waren so gerecht, oder so höflich die Anwendung sinnreich und passend zu finden; und ungefähr in diesem Tone wurde das Gepräch noch eine Weile fortgesetzt, bis jemand bemerkte, daſs ich der einzige in der Gesellschaft wäre, der seine Meinung noch nicht gesagt hätte. Man wollte sich nicht damit abspeisen lassen, daſs ich versicherte, ich fände, es wäre bereits viel Gutes über die Frage gesagt worden. Ich sollte mich schlechterdings erklären, ob ich sie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich gestand: daſs ich kein Bedenken trüge, mich auf die Seite der Mehrheit zu stellen, die in dieser Gesellschaft sich für Bejahung der Frage zu erklären scheine.

Der Tartüff sagte: er hoffe, daſs ich schärfere Beweise zu geben haben würde als bisher auf die Bahn gekommen wären.

Ich halte es für etwas ganz ausgemachtes, erwiederte ich, daſs — (nur sehr wenige schneeweiſse Seelen, die ich für groſse Seltenheiten in der menschlichen Natur

ansehe, allenfalls ausgenommen) — die allermeisten von einem geheimen Bestreben, weniger unvollkommen scheinen zu wollen als sie sind, nicht frey gesprochen werden können. Ich sehe dieses geheime Bestreben als eine Art von Instinkt an, wodurch die Natur in einem jeden unter uns arbeitet, uns mit den übrigen, von welchen wir entweder wirklich übertroffen oder unbilliger Weise übervortheilt werden, so viel möglich in wagerechten Stand zu setzen. Doch, was auch die Ursache seyn mag, das Faktum hat unstreitig seinen Grund, und in so fern möchte sich das bekannte *omnis homo mendax* ganz richtig übersetzen lassen: „alle Menschen sind Heuchler." — Mehr oder weniger macht wohl auch hierin, wie in allem andern, den Unterschied. Da man aber in diesem Sinne von jedem Menschen alles, was sich von irgend einem Menschen sagen läſst, sagen könnte, (denn aus dem nehmlichen Grunde, warum alle Menschen Heuchler sind, sind auch alle Menschen Narren, Wollüstige, Geitzhälse, Diebe, Mörder, u. s. w.) so enthält man sich solcher Sätze, die nach dem gemeinen Sprachgebrauche zu viel sagen, lieber gänzlich, und läſst es dabey bewenden, daſs — wiewohl alle Menschen mehr oder weniger zum Heucheln

geneigt sind — doch nur derjenige ein Heuchler heiſst, der es in einem so hohen Grade ist, daſs wir andern, mit ihm verglichen, für aufrichtige Leute gelten können; oder, der aus dem, was bey uns andern ein bloſser (ziemlich unschuldiger) Naturtrieb unsre Blöſse zu verbergen, oder zu scheinen was wir zu seyn wünschen, ist, eine Kunst gemacht hat, die er in der unedeln Absicht treibt, andre zu seinem Vortheil, und fast immer zu ihrem oder eines Dritten Schaden zu hintergehen.

Indessen scheint mir die vorerwähnte Erfahrungswahrheit hier doch zu etwas gut zu seyn; nehmlich uns einiger Maſsen begreiflich zu machen, wie man ein Heuchler werden könne ohne es zu wissen. Wir brauchen darüber niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm Innersten nie ruhenden Wirkungen der Eigenliebe. Es ist als ob sie sich immer fürchte über der That ertappt zu werden, und sich deſswegen in die dunkelsten Winkel des Herzens verberge, um da ihr Wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch wenigere mit ihren Geistesaugen im

Dunkeln sehen können: was Wunder, daſs die meisten unzählige Mahl von ihr hintergangen werden, und sich ganz treuherzig bereden lassen, „daſs es bald diese, bald jene Tugend oder edle und schöne Gesinnung sey, die dieſs oder jenes in ihnen thue oder nicht thue," — da es doch, beym Lichte besehen, immer nur die ewige Eigenliebe ist, die bald unter dieser bald unter jener Maske alles thut, und eben darum desto besser Spiel dabey hat, weil wir sie immer maskiert, nie in ihrer eigenen Gestalt sehen.

Es sollte mir vielleicht nicht unmöglich seyn, (setzte ich hinzu) aus diesen und einigen andern sehr bekannten Bemerkungen durch gehörige Entwicklung deutlich zu machen, wie sogar ein Mensch, dessen ganzes Leben eine immer währende Lüge wäre, es endlich dahin bringen könnte, sich selbst für einen ehrlichen Mann zu halten. Aber werden Sie nicht unruhig, ich weiſs zu wohl, was ich einer so guten Gesellschaft schuldig bin, um Sie mit metafysisch-moralischen Dedukzionen, dem langweiligsten unter allen Schlaf machenden Mitteln, einzuschläfern.

Die Damen, welche glaubten, daſs ich ihrem Verstande ein schlechtes Kompliment

gemacht hätte, waren die ersten, die darauf drangen, daſs ich meine so genannte Deduk-zion, auf Gefahr was daraus entstehen könnte, führen sollte. Die Herren, besonders der Tartüff, (der sich einbilden mochte, ich suche nur eine Ausflucht, um nicht beym Worte genommen zu werden) machten Cho-rus mit ihnen; den dicken Rathsherrn aus-genommen, der in Friede seine Pfeife rauchte und die Sache Gott befahl.

Lassen Sie Sich einen Vorschlag zur Güte thun, sagte ich endlich. Ich hasse die De-dukzionen in solchen Materien wie die Hölle. Aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich ganz vortrefflich zu unserm Gespräche schickt, und worüber Sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können, als über einer akademischen Abhandlung.

Eine Geschichte? rief der Rathsherr aus seinem Lehnstuhl, indem er mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde nahm, und mit der andern auf seinen Bauch klopfte: — gut! die sollen Sie uns erzählen! — Ich liebe die Historie. Ein schönes Studium! Und, man sage mir was man will, es lassen sich wahrlich recht gute Moralen daraus ziehen, wenn man sie mit Bedacht liest!

Erzählen Sie immer, junger Herr, erzählen Sie! Und wenn auch hier und da ein Schwänkchen mit unterliefe — Sie verstehen mich? he, he, he! Es hat nichts zu sagen! es bleibt unter uns! Und die Damen — die können ja die Augen zumachen, he, he, he!

Wir ergeben uns dem Herrn S. auf Gnade und Ungnade, sagte die Frau von A.

Alle übrigen stimmten ein. Nur vergessen Sie nicht (raunte mir der Tartüff mit einem zweydeutigen Lächeln zu, wobey er gewöhnlich seine spitzige Nase ein wenig zu rümpfen pflegte) daſs es schwer seyn wird, uns auf den Gadriga etwas zu geben, das sich noch hören lasse.

Da ich meinen Freund S. dazu vermocht hatte mir die vorstehende Unterredung mitzutheilen: so kann man leicht denken, daſs ich ihm die Geschichte, womit er seine Gesellschaft zu unterhalten versprochen hatte, nicht geschenkt haben werde. Wie viel auch beides, indem ich es ihm hier, so viel möglich in seiner Manier, nacherzähle, von der Anmuth des mündlichen Vortrags verloren hat, so ist mir doch mein Gedächtniſs

in allem, was die Thatsachen und Umstände betrifft, getreu geblieben, und ich bereue die Zeit, die ich aufgewandt habe sie zu Papier zu bringen, um so weniger, da ich in Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte — außer dem, daſs sie ein nicht verächtliches Sittengemählde aus der Mitte unsers Jahrhunderts (wozu die Urbilder in gewissen Deutschen Provinzen überall zu finden waren) aufstellt — eine hinlängliche und befriedigende Auflösung der Eingangs erwähnten moralischen Aufgabe zu finden glaube. Hier ist also die Erzählung meines Freundes.

Bonifaz Schleicher ist der jüngste von eilf Söhnen eines ritterschaftlichen Beamten zu T. im Kanton * *. Von seinen Ältern ist, außer ihrem Verhältniſs gegen ihn, eben nicht viel Merkwürdiges zu sagen. Es waren ganz alltägliche Leute, deren Begriffe sich niemahls über den engen Kreis ihrer eignen Existenz ausgedehnt hatten, und denen in ihrem ganzen Leben nicht das geringste davon ahnete, daſs, außer dem was sie selbst unmittelbar betraf, noch etwas ihrer Theilnehmung würdiges seyn oder vorgehen könnte. Der sittliche Zustand unsers lieben Deutsch-

schen Vaterlandes und des ganzen Europa ging während dieser Zeit durch viele merkliche Verbesserungen und Verschlimmerungen; grofse Entdeckungen in Wissenschaften und Künsten wurden gemacht; neue Systeme und Hypothesen in der Filosofie auf- und abgebracht; grofse Geister in allen Arten thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen mit einander, verdrängten einander, wirkten mancherley gute und schlimme Veränderungen in der Denkart und dem Geschmack ihrer Zeitgenossen; alte Vorurtheile und Thorheiten wurden abgeschafft, und neue kamen an deren Stelle: kurz, der Schauplatz der Welt veränderte sich alle Augenblicke, ohne dafs der Herr Oberamtmann Schleicher zu T. im Kanton ** das mindeste von allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit grofser Regelmäfsigkeit seine Gerichtstage ab; stellte seine Rechnungen; bezog mit der äufsersten Genauigkeit seine Gefälle und Akzidenzien; hielt streng über Observanz und altem Herkommen; schor mit aller gebührenden Legalität seine Bauern; plagte seinen Pfarrer, und sah seinen gnädigen Junker für einen von den Grofsen dieser Welt an, an dessen Daseyn, hohem Wohlbefinden, und hochfreyherrlichen Rechten und Gerechtsamen dem ganzen Erd-

kreise mächtig viel gelegen sey; wohnte übrigens seiner Frau als ein guter Christ ordentlich und regelmäfsig bey; that alle Sonn- und Feiertage seinen guten Schlaf in der Predigt; liefs zwanzig Jahre hinter einander jährlich ein bis zwey Kinder taufen; begrub die meisten davon wieder; schmauchte den ganzen Tag seine Pfeife, und brachte alle Woche zwey Abende in Gesellschaft einiger Nachbarn damit zu, über den Korn- und Viehpreis, die Balance von Europa, die Grenzstreitigkeiten von Pohlen, und die Mark- und Jurisdikzions-Streitigkeiten des Herrn von Z. mit der Stadt Y. oder andere solche Welthändel zu sprechen — hernach den Pagad zu jagen — und endlich, bey Wildbraten und Salat, in gutem altem Landwein alle in seiner Gegend seit undenklichen Zeiten hergebrachte und observanzmäfsige politische, patriotische, ökonomische, gesellschaftliche, freundschaftliche, ernsthafte, lustige und zweydeutige Gesundheiten aufzubringen und mitzutrinken; bis gegen Mitternacht seine Gäste, sämmtlich wohl bezecht, ihren Abschied nahmen, und er selbst von seiner getreuen Penelope, mit Hülfe der Stubenmagd und des Hausknechtes, zu seiner Ruhestätte gebracht wurde.

Was die Frau Oberamtmännin betrifft, so war sie eine grofse, dicke, kupfernasige Frau, die immer in Bewegung war; den ganzen Tag mit ihrem Gesinde und den Kindern keifte; sehr scharf über ihrem Rang hielt; sich mit einer höchst lächerlichen Mischung von Eitelkeit und Sparsamkeit, aber immer (wie sie glaubte) nach der neuesten Mode kleidete, und darüber mit zwey oder drey Kammerjungfern benachbarter Damen in Briefwechsel stand; sich gern von jungen Officieren schön thun liefs; gar züchtiglich schmunzelte wenn sie ihr galante Zweydeutigkeiten sagten; sich pikierte eine Frau von Lebensart und Verstand zu seyn; alle Haus-Anekdoten und ärgerliche Histörchen von mehr als hundert Familien in der Runde sammelte und im Kreislauf erhielt; und übrigens gar keinen Begriff davon hatte, dafs aufser der Bibel, ihrem Gesang- und Kommunionbuche, dem Kalender, dem klugen Beamten, der Insel Felsenburg, und den Gesprächen im Reich der Todten (welche die Bibliothek ihres Mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes Buch in der Welt seyn könnte.

Es ist nicht sehr zu vermuthen, dafs die Natur einen Menschen, mit dem sie etwas

Groſses vorhätte, gerade bey solchen Leutchen, wie der Herr Amtmann Schleicher und seine Gemahlin, bestellen sollte. Bey unserm Bonifaz kam noch der Umstand hinzu, daſs er unter drey und zwanzig Kindern, welche dieses würdige Paar in rechtmäſsigem Ehebett erzeugt hatte, das letzte war. Ein Umstand, der zweyer Ursachen wegen merkwürdig ist: erstlich, weil wahrscheinlicher Weise bey solcher Bewandtniſs der Sache weder Stoff, noch Form, noch Arbeit viel an ihm taugen konnte; [2]) und zweytens, weil er dem ungeachtet der Liebling seiner Ältern war, und daher von der Wiege an so vollständig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geschehen können, wenn er zum Erben von Cilicia, Paflagonia, Mysia, Frygia und Pamfilia wäre geboren worden.

Der kleine Bonifaz war bey allem dem ein ganz hübsches blondes kraushaariges Bübchen; lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen Tag, hatte Einfälle, neckte gern seine Brüder und Schwestern; war aber dabey ein gräulicher Heuler, und schrie

2) Man giebt gern zu, daſs dieſs, sonderlich bey Ältern aus dem vorigen Jahrhundert, seine Ausnahme leiden mag.

und winselte gleich erbärmlich, wenn ihm eines von seinen Geschwistern, die ihm an Alter die nächsten waren, etwa für die ewigen Plagen, die er ihnen anthat, einen kleinen Schlag gab, oder auch nur eine Faust gegen ihn machte.

Alle diese Eigenschaften rechtfertigten in den Augen der Frau Oberamtmännin ihre unmäſsige Liebe zu dem holden Bonifazchen, welcher (wie sie alle Augenblicke bemerkte) der artigste, gescheuteste, drolligste und sinnreichste Junge wäre, der jemahls Kindsbrey gegessen und an einem Schnuller gesuckelt hätte. Besonders rühmte man an ihm sein gutes Herz; weil er sich nie wehrte, wenn er Händel mit seinen Brüdern oder Schwestern bekam, (wozu freylich er selbst fast immer die Ursache gab) sondern sich begnügte, ihnen entweder durch sein Geheul und Wehklagen Schläge von der Mutter zuzuziehen, oder eine Gelegenheit abzulauern, wo er ihnen, ohne daſs sie wuſsten woher es kam, einen Possen spielen konnte. Auſserdem hatte seine zärtliche Mama den Trost zu sehen, daſs sich ihr lieber kleiner Bonifaz nie in einige Gefahr begeben würde, die ihr mütterliches Herz durch Besorgniſs für sein theures Leben ängstigen könnte. Denn der Bube war

so hasenherzig, daſs er sich noch im sechsten Jahre vor seinem eignen Schatten fürchtete, und die Furcht zu fallen oder sich weh zu thun hielt ihn immer von allen seinem Geschlechte zuständigen Übungen ab. Über einen Graben zu springen, auf einen Baum zu klettern, oder nur über einen Zaun zu steigen, waren Herkules-Arbeiten in seinen Augen, vor deren bloſsem Anblick er an allen Gliedern zitterte.

Natürlicher Weise flöſste diese Feigheit seinen Brüdern und den übrigen Knaben im Dorfe herzliche Verachtung gegen Bonifazen ein, der sich immer von ihnen absonderte, und dafür mit den kleinen Mädchen Versteckens, Frau Sonn, Gerad oder Ungerad, und dergleichen Spielchen spielte; oder, wenn er auch mit den Jungen lief, zu nichts in der Welt gut war, als den Spion zu machen, und Vater und Mutter alles was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wieder zu sagen. Allein auch diese Eigenschaften wurden ihm von seiner weisen Frau Mama als eben so viele Verdienste angerechnet, anstatt daſs eine kluge Mutter darin den Keim des künftigen Schurken entdeckt, und an dessen möglichster Erstickung gearbeitet hätte. Seine Brüder verloren immer

bey der Vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen Bonifazchen als ein Muster vorgestellt, dessen Tugenden ihre Unarten und Laster beschämten. Sie waren so leichtfertig, so wild! liefen immer im Felde herum, stellten immer etwas an worüber Klage einlief, rauften und balgten sich immer, bald aus Muthwillen bald im Ernste, mit den andern Buben, u. s. w. Er hingegen war so sittsam, so wacker, so unschuldig, so folgsam! liefs sich nie von ihnen verführen, an ihren Bosheiten (wie mans zu nennen beliebte) Antheil zu nehmen, und bewies sein gerechtes Misfallen daran, indem er sie aus purer Liebe und Wohlmeinung den Ältern oder dem Hofmeister verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte sich immer wegen solcher Handlungen loben, um derentwillen er hätte die Ruthe kriegen oder ans Katzentischchen gesetzt werden sollen.

Bey einem Jungen, den die Natur selbst schon so angelegt hatte, dafs, auch im glücklichsten Falle, höchstens ein leidlicher — Schneider aus ihm werden konnte, mufste eine so sinnlose Art von Erziehung nothwendig mancherley schlimme Folgen haben. Bey seinen Brüdern, die um seinetwillen so oft leiden mufsten, verwandelte sich die Verach-

tung gegen den, der nichts mitmachen konnte, endlich in Hafs gegen den Verräther. Sie schlossen ihn von allen ihren Spielen, Anschlägen und Unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort wenn er sich etwann hinzu schleichen wollte, und brauchten immer alle mögliche Vorsicht, damit er nie erführe was sie vorhätten. Dieses Verfahren reitzte den Buben auf Mittel zu denken, wie er dem ungeachtet hinter ihre kleinen Geheimnisse kommen könnte. Sein Instinkt liefs ihn nicht lange unberathen. Er hatte sich durch seine Furchtsamkeit einen schleichenden Gang angewöhnt, und war dabey von Natur mit sehr feinen Ohren begabt. Durch die Gelegenheiten, die ihm seine Brüder gaben diese Talente zu entwickeln, bracht' er es in kurzem in der Kunst auf den Zehen zu schleichen, durch Schlüssellöcher zu gukken, und vor den Thüren oder in einem Winkel, wo ihn niemand vermuthete, zu horchen, zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit; und weil Gewohnheit endlich zur andern Natur wird, so blieb ihm auch diese so lang' er lebte. Er behielt immer den schleichenden Gang, spitzte und reckte immer die Ohren auf alle Seiten, und konnte unmöglich ein paar Leute mit einander reden sehen, ohne dafs er einen unüberwindlichen

Trieb in sich fühlte, zu wissen was sie redeten. In solchen Fällen wuſste er, nach der Lage des Orts und Beschaffenheit der Umstände, entweder in Spirallinien oder Asymptoten ihnen unvermerkt mit einem seiner lauschenden Ohren nahe genug zu kommen, um wenigstens so viel einzelne Worte zu erschnappen, daſs er durch muthmaſsliche Verknüpfungen (worin er ein groſser Meister war) heraus bringen konnte, wovon wohl die Rede seyn, oder was sie im Schilde führen möchten.

Die natürliche Schwäche des kleinen Bonifaz; die überschwengliche Sorgfalt, womit er von der Wiege an verzärtelt worden war; und das unverständige Mitleiden, das er immer über den geringsten Zufall oder Wehklagen bey seiner Mutter fand: alles dieſs gab ihm eine unartige Reitzbarkeit, die so weit ging, daſs man ihn nicht schief ansehen noch mit den Ellenbogen anrühren durfte, ohne daſs er gleich ein Jammergesicht zu machen und zu heulen anfing. So wie er nun heran wuchs, und die Miſshelligkeiten zwischen ihm und seinen Brüdern zunahmen, häuften sich auch die vorgeblichen oder wirklichen Beleidigungen, die ihm die letztern zufügten: und wenn er dann zu Vater oder

Mutter lief, und seinen Brüdern durch sein Klagen und Weinen Strafe zuzog; so war der ganze Vortheil, den er davon hatte, dieser, daſs sie ihm alle Ohrfeigen, Schläge und Rippenstöſse, die sie um seinetwillen empfingen, bey der ersten Gelegenheit doppelt wieder gaben. Wie er nun merkte, daſs er auf diesem Wege mehr verlor als gewann: so sann er auf Mittel, seine Rachbegierde durch Hinterlist, und so daſs man ihm nicht zu Leibe gehen könnte, an ihnen auszulassen. Er lernte seinen Groll meisterlich verbergen: aber wenn sie glaubten, sie ständen am besten mit ihm; so spielte er ihnen irgend einen tückischen Streich, und wuſste es dabey immer so fein anzugeben, daſs der Verdacht auf einen andern fiel.

Diese Art sich die Wollust der Rache zu verschaffen hatte einen dreyfachen Vortheil: sie war mit Sicherheit für seine kleine Person, die er über alles liebte, verknüpft; sie gab ihm häufige Gelegenheit, sich selbst zu seinen Erfindungen Glück zu wünschen, und sich für einen sinnreichen verschmitzten Kopf in Vergleichung mit den Kalbsköpfen seinen Brüdern zu halten, die, ehe sie sichs versahen, wieder eins auf die Nase kriegten, ohne zu sehen wo der Schlag herkam; und er erhielt

sich dabey im Besitz des Ruhmes eines gutartigen friedliebenden Knaben, und aller damit verbundnen Nutzungen und Nieſsungen, wenigstens so lange seine Mutter lebte. Es war also sehr natürlich, daſs er auch in dieser Kunst nach und nach ein eben so groſser Meister ward, als in der Kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren geworden, und, wie wir sehen, ein hoffnungsvoller Knabe: weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch; und dünkte sich mit allen diesen schönen Eigenschaften nicht um ein Haar schlimmer. Im Gegentheil, da er von Kindheit an seinen Brüdern vorgezogen, und unzählige Mahl um eben dieser besagten Eigenschaften willen angelächelt, geküſst, gelobt und belohnt worden war: so hatte dadurch nicht nur überhaupt das natürliche Wohlgefallen eines Menschen an sich selbst bey ihm unendlich viele Nahrung bekommen; sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren Handlungen, die an ihm gelobt wurden, der Begriff der Ehre und des Verdienstes in seinem Gehirne; er gewöhnte sich an, seine sinnliche Weichherzigkeit für

Güte, seine Feigheit für Behutsamkeit, seinen Hochmuth für Ehrliebe, seine Ränkesucht und Arglist für Witz und Klugheit zu halten. Kurz, Bonifazchen war in seinem zwölften Jahre bereits ein ausgemachter kleiner Schurke, ohne daſs ihm nur der mindeste Argwohn darüber in den Sinn kam.

Noch eine böse Folge der unverständigen Liebe seiner Mutter zu ihm war diese: daſs der Junge, weil ihm in allen Händeln mit seinen Geschwistern fast immer Recht gegeben wurde, sich unvermerkt eine mechanische Fertigkeit zuzog, zu glauben, daſs er immer Recht habe, und folglich bey allen Gelegenheiten immer Recht haben zu wollen. Bey der ungemeinen Lebhaftigkeit seiner Eigenliebe und der wenigen Stärke seines Kopfes, war dieſs die schlimmste aller Unarten, die er sich in seiner Kindheit angewöhnt hatte. Sie machte nicht nur alle seine übrigen Untugenden unheilbar; sondern gab ihm auch eine so verzweifelte Schiefheit, und versperrte der Wahrheit alle Zugänge zu seiner Seele so sehr, daſs er zuletzt gegen wahr und falsch völlig gleichgültig wurde, oder vielmehr, daſs es ihm zur Natur wurde, mit gänzlicher Beruhigung seiner Seele zu glauben, eine Sache sey als-

bald wahr oder falsch, so bald er sie dafür halte.

Aus diesem ganz einfachen Grunde wird auf einmahl begreiflich, wie es möglich war, daſs Bonifaz Schleicher sein ganzes Leben durch, trotz allen seinen verächtlichen Eigenschaften, sich selbst für einen sehr edeln, moralischen und untadeligen Mann, und jeden, der seinen eigensüchtigen Entwürfen und Ränken im Wege stand, mit der innigsten Überzeugung seines Herzens für einen sehr schlimmen Menschen ansah. Es war seinem Eigendünkel, und seinen übrigen selbstischen Leidenschaften gemäſs, dieſs zu glauben; er glaubte es also; und weil ers glaubte, so wars so: wenigstens wars für ihn so, und sein Interesse forderte, so viel möglich jedermann auch glauben zu machen, daſs es so sey. Und wer dann nicht so denken und glauben wollte oder konnte, hatte Unrecht, war sein Feind und Widersacher, und wurde, als ein böser gefährlicher Mensch, aus allen Kräften, bey aller Gelegenheit, mit Worten und Werken von ihm verfolgt. Denn Bonifaz war (in seinem Wahne) ein tugendhafter Mann und guter Christ, der alle böse Menschen (d. i. alle, die nicht so gut von ihm

dachten als er selbst) hafste, als Leute, denen er, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen, in seinem Taufbund entsagt hatte. — Doch wieder zur Geschichte seiner ersten Jugend!

Weil Herr Amtmann Schleicher auf dem Lande wohnte, und von der nächsten Stadt (die ohnehin nur eine schlechte Trivialschule hatte) über drey Stunden weit entfernt war, so hielt er seinen Kindern einen Hauslehrer, oder so genannten Hofmeister. Es war ein *Candidatus Theologiae*, wie mans nennt; ein ziemlich wohl gewachsner, gesunder, starker Bengel, der in T. und I. Logik und Metafysik, Dogmatik, Polemik, Moral, Kirchenhistorie, und, weil es damahls Mode zu werden anfing, auch ein Kollegium über die schönen Wissenschaften gehört — von allem diesem, vielleicht zu seinem Glücke, so viel als nichts gelernt — der Tochter in dem Bürgerhause wo er wohnte, die Taille verderbt — und sich übrigens, für einen *Studiosus Theologiae*, so ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun, nachdem er absolviert hatte und *in patriam* zurück gekommen war, bey seinem Vater (einem ehrlichen aber mit vielen Kindern beladnen Schuhflicker in N.) nichts

zu essen fand: hatte er sich, in Erwartung eines bessern, bey Herrn Amtmann Schleicher als Hauslehrer verdungen, mit der Hoffnung, durch Vorschub des letztern den Pfarrdienst zu B*** nach dem Ableben des alten *Pastoris loci* zu erhalten. Der Kandidat hiess Thomas Schrager, ging fleissig mit seinem Herrn Patron, oder allein mit seinem Hund, auf die Hühner- und Äntenjagd, schäkerte gern mit den Mädchen und jungen Weibern im Dorfe wenn sie Heu und Flachs dörrten, und wurde von jedermann — den Herrn Amtmann selbst ausgenommen — (wie die Welt böse ist) in Verdacht gehalten, dass er mit der Frau Amtmännin etwas vertrauter lebe als seine Schuldigkeit war, und wohl gar an der Fruchtbarkeit ihrer letzten Jahre einigen Antheil gehabt haben könne.

Unter diesem Hofmeister ging es nun dem kleinen Bonifaz (der etwa sechs bis sieben Jahre alt war, da er unter seine Aufsicht kam) so gut als er sichs nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der Liebling seiner Mutter und überdiess ein sehr schmeichlerisches Bübchen war, und die kleinen Botschaften zwischen Mama und Herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit

grofser Schlauheit auszurichten wufste: so war er sicher, dafs er ungestraft faullenzen, den ganzen Tag in der Küche herumnistern, mit dem Gänsemädchen Possen treiben, seine Geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz so ungezogen seyn durfte als ihm beliebte. Indessen weil der Junge in seiner Kindheit ein gutes Gedächtnifs hatte und eine Sache leicht fafste: so bracht' er es dem ungeachtet so weit, dafs er in seinem zwölften Jahre Deutsch und Lateinisch lesen, leidlich schreiben, und in *Erasmi Colloquiis* die leichtesten ziemlich fertig exponieren konnte; welches alles ihm denn bey seinen hochwerthen Ältern und ganzer hochansehnlichen Verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bey jeder Gelegenheit nachgerühmt und zu grofsem Verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicher Weise für Bonifazen starb um diese Zeit seine liebe Mutter, und Thomas Schrager wurde wenige Monate darauf zum Pfarrdienst in B*** befördert.

Herr Amtmann Schleicher befand sich nun in seinem acht und funfzigsten Jahre, mit einem sehr grofsen Wanst und sehr wenig Thätigkeit, ohne Frau mit fünf noch unerzognen Kindern, an der Spitze einer ziem-

lich weitläuftigen Wirthschaft. Nun hatte er zwar, außer den fünfen, noch eine Tochter zu Hause, die bereits das achtzehnte Jahr zurück gelegt hatte, und sowohl Alters als Verstandes halben seiner Haushaltung, unter väterlicher Obsicht, ganz wohl hätte vorstehen können. Allein des Mädchens Jugend, und seine Amtsgeschäfte — die ihm (wie er seit dreyßig Jahren zu glauben und zu sagen gewohnt war, ohne die Sache jemahls genau untersucht zu haben) nicht erlaubten sich mit seiner eigenen Ökonomie zu placken — haben ihm zum Vorwande gedient, eine Art von Basen, Frau Garmundin genannt, zu sich zu nehmen; eine Person, die zwar bereits über funfzig Frühlinge gesehen hatte, aber doch bey einer starken und gesunden Leibesbeschaffenheit, und einer Gemüthsart, die durch Theilnehmung an irgend einem Wesen außer ihr selbst niemahls angegriffen worden war, noch frisch genug aussah, um ohne große Unschicklichkeit nur zwey und vierzig zu gestehen. Diese Person erlangte in kurzem unumschränkte Gewalt über das ganze Haus. Der Herr Amtmann, der seines Lebens Rest so viel möglich in Ruhe zubringen wollte, nahm sich, gleich Epikurs Göttern, keines Dinges an; aß, trank und schlief; rauchte, in einen

wohl gepolsterten Groſsvaterstuhl hingestreckt, seine Pfeife; las die Zeitungen oder die Geschichte der Insel Felsenburg, und wies jedermann an seinen Schreiber und an Frau Garmundin. Weil er nun, nach Abgang des Herrn Thomas Schrager, einen andern Hofmeister für seine Söhne brauchte: so nahm er, auf Empfehlung der Dame Garmund, einen Bruder ihres vor einigen Jahren verstorbenen Mannes dazu an; einen alten Kandidaten des heiligen Predigtamts, der aus mancherley Ursachen bisher immer ohne Dienst geblieben war, wiewohl er in der Gegend umher für einen gelehrten Mann und für einen der besten Disputierer im ganzen Lande passierte. Er hieſs Magister Samuel Leberecht Spitzelius, war ein Mann von mittlerer Gröſse, etwas hager, hatte ein sehr langes schmales Gesicht, eine kurze flache Stirne, dicke Augenbraunen, deren Zug so ziemlich einem Griechischen Cirkumflex ähnlich sah, eine über die Lippen herab winkende Nase, grünliche, weit hervor stehende und ein wenig schielende Augen, einen Mund der gar nicht wuſste was Lächeln war — kurz, sein Gesicht hatte alles was zu einem Gesichte gehört, dem man gern aus dem Wege geht. Böse Leute sagten: Frau Garmundin, weil ihr der Ruf, worin

die wohlselige Frau Amtmännin mit dem vorigen Informator gestanden, nicht unbekannt gewesen sey, hätte mit gutem Bedacht ein Subjekt ausersehen, dessen erster Anblick den Lästerzungen sogleich allen Gift benehme; und hätte es um so leichter thun können, sagten sie, weil der Schreiber ein hübscher rüstiger Mensch, zudem auch des alten Rentmeisters Substitut war, — und was dergleichen lose Reden mehr waren.

Wie dem nun seyn mochte, genug Magister Spitzelius war in diesem und allen andern Stücken der vollkommene Gegenfüſser von Thomas Schrager. Ein ernsthafter, nüchterner, förmlicher, strenger Mann, der alles sehr genau nahm, alles nach Regeln that, und den Kopf voll Definizionen, Lehrsätze, Heischesätze und Korollarien hatte, nach denen er alles was ihm vorkam, ohne Verschonen und Ausnahme, klassificierte, benahmsete, bejahete oder verneinte, billigte oder verwarf. Daher kam es nun, daſs der ehrliche Mann beynahe nichts in der Welt nach seinem Sinne fand. Alles, sonderlich die Menschen und all ihr Thun und Lassen, Dichten und Trachten, hätte — nach seinem System — anders seyn sollen als es von jeher war. Von der

unendlichen Mannigfaltigkeit der innern Anlagen, vom Einfluſs der äuſsern Umstände, von den unzähligen Mitteltinten und Schattierungen, in welchen Wahres und Falsches, Gutes und Böses, ewig bey einzelnen Menschen zusammen flieſsen, von der Magie der Einbildungskraft und der Leidenschaften, und von der groſsen Wahrheit, „daſs alles was ist, gerade so ist, wie es, zur Zeit da es ist, seyn kann," — hatte Meister Samuel Lebe-recht Spitzelius nicht den mindesten Begriff. Für ihn war alles wahr oder falsch, gut oder böse, so wie ein metafysisches Ding entweder A oder nicht A ist. Wahr nannte er alles, was er aus seinem System beweisen konnte, falsch, alles was nicht in sein System paſste, böse, alles was durch positives Gesetz im ausgedehntesten Sinne bey Strafe verboten, gut, alles was geboten und worauf eine Belohnung gesetzt war. Daher die unbiegsamste Hartnäckigkeit und Intoleranz in seinen Meinungen, und eine mehr als mönchische Austerität in seiner Moral. Den stoischen Satz, alle Sünden sind gleich, führte er immer im Munde, und gegen die Natur hatte er einen unendlichen Widerwillen. Er hielt sie für grundverderbt, zumahl im Menschen, dessen

Herz, seiner Meinung nach, ein Abgrund alles Bösen war; so daſs die Hälfte der Erziehung in ewigem Jäten und Ausrotten, Abschneiden und Ausbrennen des verdammten Unkrauts von Trieben, Neigungen und Leidenschaften, die wir unseliger Weise aus Mutterleibe mitbringen, bestehen müſste. Dieſs mag genug seyn, Ihnen einen Begriff von der Denkart dieses Mannes zu machen; der übrigens ein guter Lateiner, und ein furchtbarer Kämpfer gegen alle Dissenters, Ketzer, Naturalisten und Deisten war, anbey viel von Verstopfungen im Unterleibe litt, und mit einigem Schein beschuldiget wurde, ein Weiberhasser zu seyn.

Bonifazchen spürte bald den Unterschied zwischen diesem und seinem vorigen Hofmeister, und es war ihm gar nicht heimlich dabey. Denn zum Unglück fand er in Frau Garmundin die zärtliche Beschützerin und sichre Zuflucht nicht, die er immer in seiner lieben Mama gefunden hatte. Sich unter seinen Vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu denken; der hatte ihn, ohne Vorbehalt, der Zuchtruthe des Herrn Magister Spitzelius untergeben. „Es ist ein verzärtelter Junge, pflegte der Herr Amtmann

öfters zu sagen; er war immer das Muttersöhnchen; ich mochte reden was ich wollte, alles was Bonifazchen that, war wohl gethan — es ist hohe Zeit, daſs dem Buben der Kopf gebrochen wird!“

Hierzu war nun Magister Spitzelius gerade der rechte Mann. Aber Bonifazchen war schlau, und lieſs es nicht so weit kommen. Die Furcht vor der Spitzelischen Zuchtruthe, die er etliche Mahl reichlich gekostet hatte, brachte ihn plötzlich zu einer völligen Änderung seines Lebenswandels. Er übertraf alle seine Geschwister an Fleiſs, Biegsamkeit und Gehorsam; wuſste immer seine Lekzion am ehesten auswendig; lernte bald seines Meisters Sprache, Manieren und Sittenregeln; bildete sich nach ihm; vermied ängstlich alles was ihm Verweis und Züchtigung hätte zuziehen können; war ehrbar, ernsthaft und still in seinem Betragen; und brachte es denn auch, wie natürlich, auf diesem guten Wege dahin, daſs Spitzelius sehr wohl mit ihm zufrieden war, und ihm von Zeit zu Zeit vor dem Vater und andern Verwandten oder fremden Personen, die ins Haus kamen, Lobsprüche ertheilte, an denen sich die Eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kitzelte. Im Grun-

de aber blieb er nicht nur ein so böser Bube als zuvor, sondern wurde täglich schlimmer und schlimmer. Denn nun hatte er die schönste Gelegenheit, sich vollends zum Heuchler auszubilden, indem er sich die moralische und religiöse Sprache seines Lehrmeisters angewöhnte; dessen herbe Sitten in seinen Äusserlichen nachmachte; mit unverständiger Strenge über alles, was nicht nach seinem Leisten zugeschnitten war, urtheilen lernte; in der Geschicklichkeit, seine Laster mit dem Nahmen und Scheine der Tugend zu schminken, täglich zunahm; und überdiess noch eine grosse Fertigkeit erlangte, Moral und Religion zu schwatzen, ohne das geringste dabey zu fühlen noch zu denken.

Auch sein Talent im Schleichen und Horchen vergrub er unter diesem neuen Mentor nicht. Denn da seine beiden Brüder wilde Jungen waren, und mit den übrigen zum Theil ältern Buben im Dorfe, auch wohl mit den grössern Mädchen, allerley Muthwillen und Kälberey trieben; Spitzelius aber alle diese Ausbrüche der Natur für satanische Bosheit und schreckliche Sünden hielt, die er, ohne sich deren theilhaft zu machen, nicht ungestraft lassen könne, sondern mit Einsperren, Hungern, Ruthe,

Stecken und Karbatsche unermüdet bekämpfen müsse: so wurde es dem tugendhaften Bonifazchen zum Verdienst angerechnet, wenn er (durch welche Mittel es geschehen möchte) alle ihre Anschläge und Unternehmungen auskundschaftete, und seinem Meister von allem, was ihnen Strafe zuziehen konnte, getreulich Nachricht gab. Der fromme Knabe, wie er ein kleiner Schlaukopf war, merkte bald, daſs er sich sein Spionen-Amt auf mehr als eine Art zu Nutze machen könne. Denn, auſserdem daſs Spitzelius, durch das Miſsfallen welches Bonifaz bey solchen Gelegenheiten über den Ungehorsam und die Untugenden seiner Brüder und ihrer Kameraden äuſserte, in der guten Meinung von der Frömmigkeit seines Günstlings bestärkt wurde: so hatte Bonifazchen immer in seiner Gewalt, die Sachen ärger oder besser als sie waren vorzutragen; je nachdem ihm die Verbrecher mehr oder weniger Ursache zu Bosheit und Rachbegierde gegeben hatten. Ja, er konnte sich dessen sogar zu einem Mittel bedienen, seine eignen kleinen Leidenschaften ungestraft zu befriedigen; und wenn er entweder etwas von ihnen haben wollte, oder selbst von einem unter ihnen bey einer strafbaren That ertappt worden war, so war die

Drohung — „ich sage diefs und das dem Herrn Magister," oder das Versprechen es nicht zu sagen — immer ein kräftiges Mittel, alles von ihnen zu erhalten was er wollte. Denn sie hattens aus vielfältiger Erfahrung, dafs sie mit Gegenklagen nichts wider Bonifazchen ausrichteten; weil dieser nun einmahl ein günstiges Vorurtheil seines Meisters für sich hatte; und Spitzelius seine Angebungen niemahls unparteyisch untersuchte, sondern immer als etwas Ausgemachtes voraussetzte, dafs Bonifaz, als ein sehr frommes Kind, immer Recht, seine Brüder hingegen, als Belialsbuben, immer Unrecht hätten.

So weit war Herr S. in seiner Erzählung gekommen, als der Gesellschaft angesagt wurde, dafs das Abendessen auf sie warte. Wie angenehm auch die Unterbrechung war, so hatte doch diese kleine Gesellschaft so viel Unterhaltung in der Art, wie Herr S. sein Mährchen vortrug, gefunden, dafs bey Tische nichts auf die Bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf Bonifazchen zurück gekommen wäre; und so bald das Essen abgetragen war, vereinigten sich alle, Herrn S. zu bitten, dafs er ihnen die Fortsetzung seiner Erzählung zum Nachtische geben möchte.

Hier muſs ich vor allen Dingen, und um meinen Freund S. gegen einen gerechten Verdacht der Leser aus der feinern Welt zu verwahren, die Anmerkung machen: daſs die Scene dieser ganzen gesellschaftlichen Unterredung in einer kleinen Reichsstadt in Oberdeutschland war, wo das, was man in der feinen Welt Lebensart nennt, noch unbekannt ist, hingegen seit wenigen Jahren ein gewisser Geschmack am Lesen, und mit diesem (da er noch so neu ist) eine gewisse Sucht in guten Gesellschaften von Litteratur und Moral, oder (wie mans in solchen kleinen Orten noch zu nennen pflegt) von interessanten Gegenständen zu schwatzen, sich eingeschlichen hat. Dieser Umstand macht es einiger Maſsen begreiflich, wie eine Gesellschaft von Herren und Frauenzimmern, worunter einige sogar ein von vor ihrem Nahmen führten, (es waren aber freylich nur Nobilitierte) fähig seyn konnte, sich so lange mit einerley Gegenstand, und (was noch das ärgste ist) mit einer moralischen Aufgabe, zu beschäftigen, und sogar Unterhaltung dabey zu finden.

In einer Gesellschaft, wo es wider allen guten Ton ist, länger als drey Minuten von irgend einer Sache zu sprechen, wo es

lächerlich wäre eine spekulative Aufgabe — es müſste denn einen neuen Kopfputz oder ein eben von Paris angelangtes *Deshabillé*, oder sonst etwas von dieser Wichtigkeit betreffen — zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen; und wo einer, der von einer nur halbweg ernsthaften Sache zu reden angefangen hätte, wenn er gleich mit Engelszungen redete, nicht eine einzige Seele fände die ihm zuhörte, so bald jemand etwas andres, wie nichtsbedeutend es immer seyn mag, auf die Bahn bringt: in einer solchen Gesellschaft würde allerdings Herr S. in seiner Erzählung nicht weit gekommen seyn. Aber in so guter Gesellschaft würde auch von der Frage, die dazu Anlaſs gab, nimmermehr, oder höchstens nur etliche Augenblicke, und in dem leichten persiflierenden Tone, der alles was einer ernsthaften Untersuchung oder einem Sokratishen Gespräche ähnlich sieht schlechterdings ausschlieſst, die Rede gewesen seyn.

Ich mache diese Anmerkung nicht, als ob ich mich über den vorbesagten guten Ton, und die respektabeln Gesellschaften, wo er herrscht, aufzuhalten gedächte. — In der That sehe ich auch vollkommen ein, daſs, so wie die Welt jetzt beschaffen ist, in vor-

nehmen und großsen Gesellschaften, oder in dem was man die große Welt nennt, ordentlicher Weise die Gewohnheit von nichts zu reden, alle Augenblicke was andres auf die Bahn zu bringen, über alles nur obenhin wegzuschlüpfen, alles Ernsthafte leichtsinnig und alles Nichtsbedeutende ernsthaft zu behandeln, mit Einem Worte, eine Art von Konversazion, wozu der möglichst wenigste Aufwand von Verstand, Witz, Geschmack und Empfindung erfordert wird, ein eben so nothwendiges Übel ist; als die Kartenspiele, ohne deren wohlthätige Hülfe mehrbesagte Gesellschaften (wie jedermann gesteht) sich nicht lange bey einer leidlichen Art von Existenz erhalten können. — Meine Absicht ist bloſs, Herrn S. von der Beschuldigung einer unverzeihlichen Ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, daſs die Unterhaltung, die er uns mittheilt, unter Personen von einem gewissen Range gehalten worden sey. — Und hiermit wieder zu unserm kleinstädtischen Kränzchen!

Sie erinnern Sich doch allerseits, sagte Herr S. daſs diesen Abend die Rede davon war: Ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen? —

Ich ging in Bejahung dieser Frage so weit, daſs ich mich zu behaupten vermaſs: es könnte wohl einen Menschen geben, dessen ganzes Leben eine immer währende Lüge wäre, und der sich gleichwohl selbst für den ehrlichsten Mann von der Welt hielte. Weil ich einen solchen Menschen persönlich kannte, so konnt' ich dieſs um so zuversichtlicher behaupten. Ich versprach Ihnen also, als den überzeugendsten Beweis meines Satzes, die Geschichte des Herrn Bonifazius Schleicher. Nun sehen Sie leicht, daſs ich — um darzuthun, wie sein ganzes Leben eine immer währende Lüge sey — mich in keine umständliche Erzählung aller seiner Lebensumstände und Begebenheiten, und seines Betragens in denselben einlassen konnte, ohne daſs mein Mährchen wenigstens so lange gedauert hätte als eine Sinesische Tragödie. Ich glaubte also, der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen wäre, wenn ich Ihnen bloſs die Geschichte seiner ersten Jugend erzählte. Denn so könnten Sie der Entstehung und Bildung des künftigen Selbstbetrügers gleichsam unmittelbar zusehen, und lernten die Grundlage seines Karakters so gut kennen, daſs Sie nun in jedem Verhältniſs, in welches Sie Sich mit ihm denken wollten,

ganz genau voraus wissen könnte, wessen Sie Sich zu ihm zu versehen hätten. Kurz, ich glaube Ihnen gerade so viel von Schleichern gesagt zu haben, als zu Auflösung unsers Problems nöthig ist: und so, denk' ich, hätt' ich mein Versprechen erfüllt.

Man mufste gestehen, dafs Herr S. Recht hatte. Denn nach allem, was erzählter Mafsen die Natur, die Frau Amtmännin, Thomas Schrager, und Magister Spitzelius an Bonifazchen gethan, und der Herr Amtmann, sein Vater, nicht gethan hatte, konnte man nun kühnlich allen Bildnern, Schnitzlern, Anstreichern, Verzierern, Lackierern, Vergoldern, Frisierern und Parfümierern der Menschheit, kurz, allen Filosofen der ganzen Welt, Trotz bieten, einen bessern Mann aus Bonifaz Schleichern zu machen, als der er war und noch ist: nehmlich ein schwachköpfiger, hasenherziger, schleichender, schielender, listiger, eigennützziger, kalter, selbstischer Schurke, der bey allen diesen schönen Qualitäten sich keinen bessern Mann als er selbst ist denken kann, und — weil er sich die Sprache und Maximen der Sittenlehrer geläufig gemacht, und sich angewöhnt hat seinen eigenen selbstsüchtigsten, kleinsten und schlechtesten Handlungen, Leidenschaften und

Schwachheiten einen Anstrich von Rechtschaffenheit, Edelmuth und Güte zu geben — ein tugendhafter und frommer Mann zu seyn wähnt, ohne daſs er jemahls auch nur den geringsten Begriff davon gehabt hätte, wie einem Menschen zu Muthe sey, dessen Religion und Tugend wirkliche Gesinnung des Herzens, Erfahrung, Wahrheit und Leben ist.



BRIEFE AN EINEN FREUND

ÜBER

EINE ANEKDOTE AUS J. J. ROUSSEAUS GEHEIMER GESCHICHTE SEINES LEBENS.

1780.

1.

Wie bald das Publikum die *Memoires de J. J. Rousseau* oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmahls war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die Εἰς Ἑαυτὸν des guten Kaisers Markus Aurelius oder die Konfessionen dee heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens eben so frey und offenherzig wie des weisen Narren Kardanus Buch *de vita propria*, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die filosofische Klasse von Lesern seyn.

In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts nähers hat, nichts grösers kennt als seine eigene Gattung, mehr interessieren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewustseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Nahme ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneka, ein zweyter Epiktet zu seyn — den Muth hatte, allen den Vortheilen freywillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen, — in einem Zeitalter, wo ein freyer, wahrer und guter Mensch das gröste Paradoxon ist; wo konvenzionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren besto-

chen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstöſsig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloſs dadurch mit jedermann in Kollision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Überzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteyen von sich stieſsen; einen Filosofen, der allen Filosofen, einen frey denkenden Mann, der allen Freygeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaſst war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nazion, die ihn einst verbannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn Jahren

gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust, und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muſs es seyn, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm so ganz eigenen Freymüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen was er schien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewuſstseyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmahls, und hätte gern alle filosofischen Werke des letzt verwichenen Jahr-

zehends darum gegeben, Rousseaus Memoiren nur Einen Tag früher lesen zu können.

Aber, ich gestehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige Anekdote von J. J. Rousseau im ersten Stücke der Efemeriden der Menschheit vom Jahre 1780 gesehen habe, hat sich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser aufserordentliche Mensch von seinem Leben hinterlassen haben soll, eben so sehr, als ich solche vormahls beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, grofser Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beyspiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unsrer Zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer solchen Probe nur allzu sehr zu besorgen ist) — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt seyn, dafs er nicht voraus sehen sollte, was die Folgen dieser Anekdote bey dem gröfsern Theil der Leser,

zumahl der jungen Leser, der Rousseauischen Schriften seyn müssen? Die Menschen sind nun einmahl so gemacht. — Der reiche Seneka, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum spricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiſs, daſs er sich von einer unzüchtigen Dirne los geschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daſs der Lehrer der Tugend selbst untadelig sey. Wir verzeihen ihm (und auch dieſs nicht gern) Schwachheiten, Übereilungen, Miſstritte: aber es giebt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundne Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muſs dieser Eindruck erst seyn, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am besten sind; wo das Herz am weichsten, das Gefühl am zartesten ist, und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben werden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer

überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiſs daſs sie einen Unschuldigen unglücklich machen wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daſs er ein äuſserst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen Handlung willen, der Giftmischerey, des Vatermords und jeder andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, das ein solcher Mensch, als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beyspiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich zum Beyspiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bey den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmahl gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „Der Fysionomist Zopyrus — als er (ohne zu wissen, daſs der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach

seiner Fysionomie, von ihm halte? — habe geurtheilt, daſs er ein der Unzucht und dem Trunk ergebnes Brutum sey?"

Die Rede ist hier nicht, ob und wie fern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit der Fysionomik gemacht werden können? — sondern bloſs davon: ob nicht bey jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (*de Fato c.* 5) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „Es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Fysionomik verstanden; oder die ganze Erzählung sey eines von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten ihrer Weisen ausgeheckt hat." — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Filosofen Alexander von Afrodisias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloſs durch die Filosofie zu einem bessern Manne gemacht worden," einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das fysionomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und

beynahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zaubrerin Filosofie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniſs nicht einen groſsen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daſs wir sie nur mit einer durchaus bösartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daſs ich mich mit dieser Vorstellung, beym ersten Anblick der Rousseauischen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wuſste, als — daſs ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch

zehn tausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseaus eigenem Munde gehört zu haben versicherten!"

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher Behelf, als daſs ich, bey etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen muſste anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende," dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist," könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häſsliche Anekdote in den Rousseauischen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm Anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bey Erzählung dieser Anekdote so empörte, daſs er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln."

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden muſste, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Associazion zweyer so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit,

die mich überfiel, hatte etwas schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemahls in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch grofsen Mannes, (wie ihn Herr B. der Erzähler der Anekdote, nennt) sondern auf seinen ganzen Karakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns dafs Rousseau dennoch ein grofser Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, dafs für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beyspiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewifsheit er doch für sein gröfstes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdek-

kung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da diess hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einiger Massen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmahl, mit kälterm Blute als es das erste Mahl möglich war, durchzulesen; und da musste mir denn freylich in die Augen leuchten, dass der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beym Anblick einer so auffallend hässlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und dass er sie also nicht mit der filosofischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtschreiber fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und

beynahe möcht' ich sagen, in dem Ton eines Advokaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Efemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermifst. Man fafste Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bey ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständnifs der ruhigen Unschuld ist.“ Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit“ aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nehmliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln

Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können." Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn," seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt: ihr Gesicht erblaſste, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld. 1) Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Äuſserungen von nahmenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmahle eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden

1) Ein rührendes Gemählde! Aber auch alles dieſs ist bey Kreaturen dieser Art oft eben so gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld.

und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist.“

Erlauben Sie mir zuförderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs Erste fällt sogleich in die Augen, daſs die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beymischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nehmlich aus Rousseaus Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniſs erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Ma-

riane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweytens, ist nicht aus der Acht zu lassen, daſs wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseaus Selbstanklage und freywilliges Bekenntniſs. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemahlt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nehmlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteyische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens, auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche Gunst widerfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Ban-

gigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinniger Weise begangene Sünde zu stürzen so nahe war, — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in seiner Seele, zwischem dem was einem edeln Gemüthe das schrecklichste ist, Furcht vor Schande und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen das er liebte, zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daſs ich mir keinen entsetzlichern Gemüthszustand zu denken weiſs, als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwey solchen wider einander drükkenden Gewichten seyn muſste!

Es war um so billiger, daſs der Erzähler auf diesen gewiſs höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen, — da

Viertens, der arme Rousseau sein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem

Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist; folglich auf unsrer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht bloſs um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben lieſse. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daſs ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabey so äuſserst hypochondrischer Mann — wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden, und also nichts weniger als unparteyischen Beklagten zum Vorstand gereichen, und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine Einbildung, wie es scheint, ein gar rühren-

des Ideal unterschob) so sehr hatte sich dieser doppelte Affekt des Erzählers bemächtigt; daſs er, — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einflieſsen zu lassen, —

Fünftens, sogar den Verdacht in uns erweckt, daſs dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äuſsersten Noth, worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muſs, zu begehen fähig gewesen sey — wie die Ausdrücke: Rousseau konnte so sehr Bösewicht seyn — Rousseau sah Marianen leiden und schwieg — die Bosheit siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daſs wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden, oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rousseau wenn Sie wollen, aber gewiſs Pflicht gegen

die Menschheit seyn, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach meiner Vorstellungsart, nicht sowohl zur Entschuldigung Rousseaus, als zu dem Ende sagen läſst, damit begreiflich werde, — wie Er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum weniger Rousseau zu seyn, eine solche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rousseau in den Efemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein wenig Ironie zu spüren glaube, zu erkennen, daſs Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Klienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiſs zu waschen.

Nicht weiſs zu waschen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht seyn, ob Sie oder Ich in dem nehmlichen Falle das nehmliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere

Weise aus dem Handel gezogen hätten? Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unserm eignen Herzen haben mögen, in Rücksicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daſs wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiſs in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen *Individuo* vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn?“ — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie Sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biografien der besten Menschen (in so fern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahr-

heit. — „Wer ist so weise, daſs er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?" sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemahls gelebt haben. Eine aufs äuſserste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dieſs Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten." 2) — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel richtiger in die Lage des jungen Rousseau hinein denken könnten, daſs man uns von seinem eigentlichen Alter, zur Zeit, da sich diese Begebenheit zutrug, etwas bestimmteres gesagt hätte. Denn auch

2) Fysion. Fragmente, II. B. S. 38.

das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daſs er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daſs er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damahls befand, „zum Theil erzogen wurde," ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese so genannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause, scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. —

Es braucht eben keines groſsen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinkt in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daſs er selbst recht wuſste was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in einem Hause lebte, bestimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermangelung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinkt dem guten Mädchen den nehmlichen Streich; eines verführte

das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne dafs man nöthig hätte zu vermuthen, das Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch diefs sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen: und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die Begriffe, die er dreyfsig oder vierzig Jahre später in seinem *Discours sur l'inégalité* entwickelte, damahls schon in ihm keimten; so glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes Band — dessen Abwesenheit sie schwerlich vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bey dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, dafs mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle

das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: daſs die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht wessen Eigenthum sie sey, — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Associazion entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird; so wie jener Unterschied selbst, ohne die Sankzion positiver Gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daſs die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Übelthätigkeit entfernt sie in andern Stücken seyn mögen, durch-

aus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloſs durch diese Associazion, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der Otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Klassen der Gesellschaft, bey denen dieser Theil der Erziehung zufälliger Weise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen, (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann) selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollst nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken

machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden, — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frey steht, als ihr Eigenthum zu betrachten, — etwas eſsbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie groſse Lust dazu haben, und sich einbilden, daſs die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bey diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daſs er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht, was die Herzen aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloſs die Niederträchtigkeit — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens los zu lügen — die Hartnäckigkeit, bey dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grausamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsetzlich zum Schlachtopfer für

seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicher Weise auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben: diefs ists, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen mufs, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freylich von der häfslichsten Art, (und wehe ihm, wenn er sie jemahls in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wirs wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, dafs er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es giebt von Zeit zu Zeit unglücklich geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immer währenden Leiden an ihrem äufsern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen

sie, beynahe selbst zu glauben, daſs sie bloſs zur Abbüſsung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freygebigkeit, zu einer gewissen Groſsheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unsre Alten ein fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Maſse, wie ihr Karakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr Leben ist ein immer währender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer

unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muſs.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Ältern, ohne Freunde, auſser dem Schooſse seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienstbarkeit, sondern auf eine liberale Art, zu einer künftigen edeln Bestimmung, auf eine Art, die jede schöne und groſse Neigung in ihm entwickelt, seine Seele mit den erhabensten Ideen und Beyspielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen zu werden wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu sehen, daſs dieſs alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist — daſs es mit jedem Augenblick aufhören kann — daſs der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkaltung seiner Zuneigung gegen ihn, ein

Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus, in die Klasse der Elenden zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung, (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker) dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Kollisionen, die in einer solchen Lage bey tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die

Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der grosse entscheidende Umstand, dass jener der Wohlthäter, dieser der Klient, jener der agierende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig ist, mit seiner eignen Überzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoss gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens, hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zulässt, die ihnen der Wohlthäter giebt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewusst ist, dass sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sey. Öftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bey dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben desswegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils

seiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freymüthigkeit paſst — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloſse Gedanke ihn empört, daſs sie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieſs wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschenscheu und übermäſsiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hinein ziehen, und das Gefühl für andre, das sonst bey edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieſs ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersieht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu kontrolieren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häſslichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruſs und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Läugnen zu helfen, Anlaſs geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen

Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumahl wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und diefs wird bey unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall seyn, wenn diejenigen von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mifsverstandnem Wohlmeinen, bey einem so eigenwilligen, stolzen, und der Hand, die ihn biegen will, so kräftig widerstehenden Subjekt, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten Weisheit gebraucht wird, gerade bey einem solchen Subjekt äufserst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseaus Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, dafs Er der junge Mensch sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das Wenige was ich davon weifs, mit dem was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läfst, und mit dem Bilde seines Karakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich; und ich glaube, dafs wir bey dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B.

in den Efemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daſs Rousseau in dem Hause, wo er die häſsliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dieſs vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des *corporis delicti* geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau; einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, schon liegen muſste; — dem sein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, schon sagte was er werden könnte; — der einen angebornen Stolz (ohne den sich kein Kato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein groſser Mensch, von welcher Art es sey, denken läſst) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah; — in einem Augenblicke, — durch eine einzige unbesonnene That, — aber eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der mensch-

lichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Nahmen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äuſserst wirksamen Einbildungskraft, dabey zu Muthe seyn muſste? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läſst?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Überlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, Statt findet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweyten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldi-

get, dessen Geständniſs ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen) ist er darum ein Bösewicht?

Muſs ich mich etwa noch einmahl verwahren, daſs ich durch alles dieſs seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daſs er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloſs: daſs man sich lebhaft genug in seine Lage hinein denke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er — mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brete rettend, das nur Eine Person tragen kann — in dieser äuſsersten Noth einen andern, der eben dieſs Bret ergreifen will, mit Gewalt in die See zurück stöſst. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäſsig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dieſs Bret nicht zwey Menschen retten könne? dem sein eignes

Leben so wichtig ist, daſs er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Nahme nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freylich ist zwischen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist daſs dieser letzte umkommen muſs, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt um sich selbst der Schande zu entziehen, ein groſser Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daſs die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bey ihm seyn muſste, die alle andre Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Überlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war; so halfen diese Gedanken bloſs den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschlieſsung that, die er in der äuſsersten Verzweiflung genom-

men hatte. Wenigstens war es sehr natürlich, (zumahl in Rücksicht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe) daſs er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing — haben muſste, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bey ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserey, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieſs war das erste Mahl daſs sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daſs man Ihr verzeihen würde, was man Ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daſs es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewuſstseyn daſs man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bey der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Miſsvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte,

Vorwürfe deſswegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloſse Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen muſste — wer sieht nicht, sage ich, daſs es ihm unmöglich seyn muſste, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freylich alles dieſs fand auch bey dem Dienstmädchen Statt; aber doch gewiſs, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen groſsen Unterschied. Ich weiſs wohl, daſs dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem filosofischen Richterstuhl soll und muſs er in Betrachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicher Weise, eine Pamela seyn können; und das hätte freylich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müſsten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Karakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde

solchen Falls die Unschuld des Mädchens entdeckt, und Rousseau in dem unrechtmäſsigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Übereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, Sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteyisch zu seyn. Das rührende Gemählde, das Herr B. in den Efemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daſs nicht sogar der sanfte, liebliche Nahme Mariane, mit dem, so bald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im Siegwart nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie selbst glauben dazu beyträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daſs Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie Ursel, oder Margot, oder Kunigunde geheiſsen

hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser, vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Interesse, das uns die leidende Unschuld einflöfst, darf, wo es um unparteyische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluſs gestattet werden. Wir wissen nichts authentisches von der Person dieser Mariane, als daſs sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daſs der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist kaum, daſs sie ein hübsches Mädchen war. — „Aber sie war unschuldig." — Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte, dieſs ist gewiſs, da er selbst es sagt: — aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch seyn; und dieſs ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblöſst, daſs ich ein armes niedriges Dienstmädchen, deſswegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein Dienstmädchen ist, für ein *corpus vile* halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur *peccatilla* begehen könne. Es giebt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bey einem

armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäſsig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so groſs zu denken; und was ich hier sagen will, ist bloſs: daſs diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen, und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen seyn muſste — und, daſs die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich" ist ein Paradoxon, das auf willkührlichen Abstrakzionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daſs, wenn wir alle Umstände wüſsten, und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten, Rousseaus Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloſse Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln.

Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daſs Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bey Hunderttausenden giebt; aber wir wissen, daſs in dem jungen Rousseau schon damahls der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmahl Hunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dieſs macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daſs ich — vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten; und daſs ichs also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läſst, den Werth seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daſs dieſs Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich: denn ich bin gewiſs, die innere Qual die er dabey ausstand, war unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewuſstseyn, seine Existenz durch eine Übelthat, vielleicht (wie-

wohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muſs ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehn tausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daſs auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daſs auch Sie ihm verzeihen? daſs auch Sie finden, daſs er bey Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) — Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beyspiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige, fühllose Grausamkeit, hinzu kom-

men: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war diefs nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn derjenige, der diefs kann, kein Unmensch ist —"

Verzeihen Sie, mein Freund, dafs ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Faktum, das Wenige was wir davon wissen, gereinigt von Einschiebseln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzu gethan, unparteyisch erwägen! Vielleicht findet sichs, dafs es blofs unsre Einbildung ist, die diese Umstände hinzu dichtet, welche (wie Sie sagen) das Verbrechen so äufserst grausam, und den Thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt.“ — Ich brauche nicht zu wiederhohlen, daſs ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern Schatten auf Rousseau zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daſs er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eignes Bekenntniſs zu gründen, und kann also nicht geläugnet werden. Wenn man diese Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verschiednen Geschlechts so gewöhnlich ist, und in diesem Alter eben so leicht auf diesen als jenen Gegenstand fallen kann, je nachdem sie durch die Umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dieſs Liebe nennen will, so muſs ichs leiden; und alles was ich dabey erinnern möchte, ist — daſs Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in seinem Wörterbuche sagt: der Miſsbrauch den man davon gemacht, habe verursacht, daſs es mit allen seinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet sey, — groſses Recht hat hinzu zu setzen: daſs ein ähnliches Schicksal unserm Worte Liebe bevorzustehen scheine. Wenn es also Liebe heiſsen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht daſs er ein Knabe von neunz-

oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe, wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daſs Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen Anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen.“ — So arg wars doch wohl vermuthlich nicht! Denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den Nahmen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieſs ist alles was sich davon sagen läſst, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läſst sich also von diesem Umstande keine Folgerunng, um Rousseaus Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daſs das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt,“ wird ohne allen Grund vorgegeben; und was Er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie dieſs Wort im sechs und zwanzigsten Buche der Deutschen Übersetzung von Hallers Fysiologie

gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn sollte, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloſse Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daſs er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daſs er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wuſste daſs sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorher gesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoſsung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?"

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in einem solchen Falle gethan hätten! Rousseaus Unglück war, daſs der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daſs er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Dieſs Verbrechen ist, selbst bey allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häſslich genug. Aber daſs er, nachdem ers einmahl begangen, fest bey seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daſs es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch daſs er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung sich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugniſs; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Karakter fähig ist) wirkt nun natürlicher Weise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Maſse wie die Umstände seine Schande vergröſsern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daſs er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammen nimmt, um

sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, daſs es ihm nichts gekostet habe? daſs er nicht beym Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dieſs nicht zu glauben; denn daſs er dem ungeachtet fest bey seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daſs diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daſs ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: Rousseau war ein Mensch; war in einem Alter, wo sichs sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läſst, daſs sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht: so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daſs ein in der Bosheit grau gewordener Straſsenräuber und Mörder bey dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist

nicht, daſs es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daſs er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daſs er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiſs nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der groſse Haufe daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieſs nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beym ersten Anblick erfüllen muſs, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beyspiel würde einen über alle Maſsen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaſst würden, der ausnehmenden Schwie-

rigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen „richtet nicht“ sich besser zu überzeugen. Werfe den zweyten Stein auf den Unglückseligen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem Farisäischen Zeitalter, den Muth hat sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewifs nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens- als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthlosesten Anthropomorfa, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre uud Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft, würde Rousseau diefs Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rousseau gewesen seyn.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in seine

geheimnifsvollen Blätter erlaubt; so würde er sich wohl hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, dafs, nachdem die arme Mariane aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden," ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht Rousseaus Schuld zu vergröfsern, doch gewifs sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Ärgste — das arme verstofsene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher Lukrezien, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und,

wenn noch was schlimmers als dieſs seyn kann, gesetzt, auch dieſs sey Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwey Menschen, indem sie das nehmliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können; so hängt oft auch an dem nehmlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat, und also weder Böses noch Gutes davon weiſs: bleibt es nicht eben so wohl möglich, daſs es glücklich war, und daſs gerade diese unverschuldete Verstoſsung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erste Mahl, daſs die Vorsehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise, wider Wissen und Hoffen, die erste Veranlassung zu Marianens Glücke gegeben: würden wirs ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begeguet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre

schimpfliche Verstoſsung aus dem Hause des vornehmen Mannes etwann eine nothwendige, vorher gesehene, oder abgezweckte Folge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegentheil sehr vermuthlich, daſs Rousseau sich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgestickten Bandes werde ihr um so eher verziehen werden, da sie, allem Ansehen nach, bisher immer ein gutes unbescholtenes Mädchen gewesen war? Wenn jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verstoſsung vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der vornehme Mann selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes Geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte, und jetzt zum ersten Mahle der Entwendung einer solchen Kleinigkeit nicht einmahl überwiesen, sondern bloſs beschuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und selbst wider alles Recht, (denn das Zeugniſs des einzigen jungen Menschen machte doch keinen genugsamen Beweis wider sie) mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbey ja etwas auf Rousseaus Rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die nächste, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge

seiner That war, mehr als genug; aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft andrer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle gesunde Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wie fern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlasse, muſs ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „Diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer beständigen Folter; alle Freuden der Jugend die er genoſs wurden ihm verbittert, so oft ihn sein allzu getreues

Gedächtniſs an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

Ist dieſs Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweyten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läſst der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen) welch ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges Wesen, diese Seele, die ich dir nun wieder gebe, ist in diesem Augenblick eben so rein, als da sie aus deinem Schooſse kam."

Merken Sie, mein Freund, daſs dieſs aus einer Geschichte der wahren Umstände von

Rousseaus Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen; wiewohl diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo seyn, der diese zwey angeblichen Thatsachen als wahr zusammen denken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte, das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzu getreues Gedächtniß nun auf einmahl so untreu geworden seyn, daß er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu sagen: Ich gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwey Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrofieren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnwitz — und daß dieß der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 *l. c.*)

augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemahls getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer! welch ein schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemiſshandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten, und um Rache wider euch schreyen würde! Wenn werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmahl Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrofe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugend-

hafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurück gegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemahls einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde Der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Und dieſs ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „daſs die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daſs ihm überall wo er hingeblickt das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt." — Das sind rednerische sentimentalische Vergröſserungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiſs nicht in Rousseaus Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des moralischen Herzens so wichtig ist: so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daſs er nicht wissen sollte, was vermöge der

menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe muſste wohl zurück bleiben; und dieſs war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewuſstseyn seiner selbst zu verbittern: abèr so weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldiget, und sie war deſswegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dieſs war sein ganzes Verbrechen; und er muſste sich bewuſst seyn, daſs er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den

Folgen seiner Lüge verschloſs, begangen hatte. Das nachmahlige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicher Weise muſsten alle diese Bilder, durch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes, binnen dreyſsig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdieſs eben so möglich war, daſs Mariane nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden; so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daſs ein bloſses Vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Ärgste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsetzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, daſs ich Sie so lange bey etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weiſs nicht, daſs gerade um deſswillen bey-

nahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird; weil, in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewufst zu seyn) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzu thut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhitzt, — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubnifs *quidlibet audendi*, die Horaz den Dichtern giebt, anmafsen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freyheit in die Grenzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschliefst!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Farisäische Kompliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein so genannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, dafs in der *Relation des der-*

niers jours Mr, J. J. Rousseau et des circonstauces de sa mort, welche Herr Le Begue de Presle, Doktor der Arzneywissenschaft von der Fakultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung, und ähnliche, womit das Publikum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemiſskannten und gemiſshandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseaus letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madam Rousseau, (sagt er) die in dieser Stunde ganz allein bey dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äuſserte, zu behalten.“ (Von ihr kommt also die emfatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch

allein bey ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt der Doktor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächst folgenden eingezogen, gewiſs worden, daſs Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerey (*Ostentation*) noch Schwachheit von sich blikken lassen. Alles was er äuſserte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin, (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb) und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes."

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daſs Herr Le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit giebt; und daſs seine Nachrichten, noch zu allem Überfluſs, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, in einem denselben beygefügten sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.

NACHTRAG
ZU DEN
VORSTEHENDEN BRIEFEN
ÜBER
EINE ANEKDOTE
J. J. ROUSSEAUS.
1782.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — in so fern durch die im ersten Stücke der Efemeriden der Menschheit von 1780 publicierte Anekdote, und die Art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte, (meiner Überzeugung nach) dem Andenken dieses grofsen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurück fiel, — war beynahe zwey Jahre geschrieben und im Deutschen Merkur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwey Bänden heraus gegebenen *Con-*

fessions de J. J. Rousseau, suivies des Reveries du Promeneur Solitaire, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem so genannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Efemeriden, an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig liefs, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den so genannten Rousseauischen Memoiren (den *Confessions* also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Efemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der Efemeriden hatte, aus Beweggründen, wobey vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten *Raisonement* getäuschet wurde, geeilt was er konnte, dieses Schreiben mit einigen morali-

schen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemiſshandelten Rousseau, damahls keine andere Hülfsmittel, als einige Kenntniſs des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige *Data* über J. J. Rousseaus Karakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beynahe mit moralischer Gewiſsheit überzeugt: daſs verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müſsten; daſs Rousseaus Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daſs die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld gereichten, aufgehoben werden könnten. Da mir die Sache der genauesten und unbe-

fangensten Prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daſs ein Mensch wie J. J. Rousseau jemahls, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe seyn können, als er wegen dieser That in Herrn B.s Augen erschien; so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelst welcher ich mir des jungen Rousseau Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem allen war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daſs er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen; kurz, daſs er diese That nicht begangen habe weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, daſs er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damahls weniger Anlage zu einem edeln und groſsen Karakter in sich gehabt hätte.

Die *Confessions de J. J. Rousseau*, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das *Raisonement* und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise,

wovon man vielleicht wenig Beyspiele hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen, (wovon sich durch keine filosofische oder dichterische Divinazion errathen liefs, dafs der Erzähler in den Efemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe) traf alles so schön zu, dafs der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damahls als er Rousseaus Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der *Confessions* in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Er fand sich nun, dafs der Erzähler der Anekdote — nach dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Efemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung — [1]) Rousseaus

1) Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts, wie im August des Deutschen Merkurs 1780 S. 146 u. f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das geringste davon merken liefs) durch die im April und May des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beystimmung vom Publikum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlafst, aber mit einer Verlegen-

Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daſs der Apologist, in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bey dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben muſste, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beynahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdoten - Mann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Bernex

heit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein-für allemahl abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daſs ihm was menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daſs er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde.

auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Übergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Verehrern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wuſste, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakay unterzukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bey dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm diktierte; denn sie hatte eine weitläuftige Korrespondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden muſste, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Karakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daſs sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfündig machen können; er blieb ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Niece, Mademoiselle Pontal, die bey der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen: und kurz, als die Gräfin starb, fand sichs, daſs er von allen ihren Domestiken der einzige war, den

sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einiger Maſsen, indem er ihm bey seiner Entlassung aus dem Hause dreyſsig Livres gab, ihm das neue Kleid lieſs, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daſs er für ihn sorgen wollte. — Ich muſste den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniſs bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damahligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B.s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der *Nippes* der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daſs Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermiſste. Rousseau — der bey seinem ehemahligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun, (aus Veranlassungen, die er mit einer für Ältern, Erzie-

her, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt) sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloſs seine kindische Fantasie einen Werth beylegte, und zuletzt alles was ihn tentierte, 2) sich ohne Erlaubniſs des Eigenthümers zuzueignen, — lieſs sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit Silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bey ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen woher ichs hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin

2) Geld und Sachen von Werth ausgenommen — *Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; je l'etendis bientot à tout ce qui me tentoit; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. Confess. de J. J. R. L. I. p. 88. seqq. Edit. de Geneve de 1782.*

gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe wie man sie nur auf den Gebirgen findet, und überdiess ein solches *Air* 3) von Sittsamkeit und Sanftheit, dass man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache zu untersuchen. Man liess sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort heraus bringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt. 4) Sie läugnete endlich mit Zuver-

3) Diess ist, dünkt mich, eines von den fremden Wörtern, die unsre Sprache aufnehmen muss, weil wir sie weder entbehren noch mit einem gleichbedeutenden ersetzen können.

4) Man vergesse nicht, dass Rousseau hier sein eigner Ankläger ist; dass eine Fantasie wie die sei-

sichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Nahmen zu bringen; aber ich bekräftige mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage, und behaupte ihr ins Gesicht, daſs sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und sagte weiter nichts zu mir als dieſs: Ach Rousseau! ich glaubte Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn. — Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäſsigung in Vergleichung mit meinem entschlósſnen Tone that ihr Schaden. 5) Es schien nicht natürlich,

nige bey einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daſs der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts stärkers hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemands Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen.

5) Aber was für Richter muſsten das seyn die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der

auf der einen Seite eine so teuflische Keckheit, und auf der andern eine so engelmäſsige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig

stärkste Zug, der unzweydeutigste Karakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschloſsnen Ton ihres Anklägers (das zweydeutigste unter allen äuſserlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in groſse Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um anderer, zumahl geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit.

halten sollte; aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: Das Gewissen des schuldigen Theils würde des unschuldigen strengster Richter seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbey, an dem sie nicht in Erfüllung ginge."

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne dafs unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute liebenswürdige Mariechen Partey nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: Wie verhält sich das Faktum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Efemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band *Couleur de Rose et Argent* sagen. — Aber, faste man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so

weit gekommen, daſs man es bey ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz befremdet? Bürdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?

Alles dieſs verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermiſste ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bey Rousseau; er wurde auf der Stelle gehohlt und befragt; er gerieth in Verwirrung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeigungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daſs der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, bloſs mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst

entlassen; und wenn gleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der, (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint) wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakay im Hause der Gräfin Versellis gewesen war, dachte, — so folgt daraus noch keinesweges, dafs niemand mehr was von ihr gehört noch gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau, — nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötzlich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde legen, was freylich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: dafs er damahls (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein grofser Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, dafs er es, mit allen in ihm schlummernden Talenten und

grofsen schriftstellerischen Kräften, noch in seinem zwey und dreyfsigsten oft in einem beynahe unbegreiflichen Grade war. Diefs vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band, in seiner Otahitischen Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne dabey Arges zu denken, 6) war Mariechen gut, und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damahls im Sinne: und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder von

6) Er bekennt ja aufrichtig: dafs auch damahls die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige grofse *derniere faveur* war, wovon seine Imaginazion eine Vorstellung hatte; und dafs z. B. alles, was seinem Wahne nach, Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben.

so vielen Zeugen einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen; so entschuldigte er sich, in der Angst, auf Unkosten der ersten Person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, dafs Sie gethan hätte, was Er hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah, (fährt er fort) so zerrifs mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle andere Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte, 7) je unerschrockner machte mich das Entsetzen vor dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung

7) Nehmlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage.

beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: Richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir — ich hätte mich ihm auf der Stelle zu Füſsen geworfen: dessen bin ich vollkommen gewiſs. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muſs. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurück gelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloſse Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Übels in der That selbst, als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war." — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imaginazion, (die ewige Peinigerin seines Lebens) wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinli-

chen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque — wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht einmahl auf sie erwiesen war, sondern bloſs auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Umstand, daſs er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daſs sich mit Grunde daraus schlieſsen lieſse, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte. 8)

8) Rousseau sagt nicht, daſs er dieses jemahls gethan habe. Unmittelbar nach der That lieſs es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmahl wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewiſsheit zutrauen, daſs in der Folge die bloſse Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre,

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs äußerste treibende, und so gern ins schwarze mahlende Fantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück ließs, vergrößsert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als daſs er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Dem ungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deſswegen angefochten zu werden: daſs — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner *Confessions* von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein fysisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu genauerer Kenntniſs des menschlichen Herzens führt wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Efemeriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseaus Selbstgeständniſs und Selbstvertheidigung in den *Confessions* — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bey Vergleichung dieser drey verschiedenen Dokumente über einerley Gegenstand zeigen wird, daſs Rousseaus Apologist, durch die billige Voraussetzung, daſs wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B.s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen *Datis* geleitet worden sey: so wird man doch nichts desto weniger finden, daſs er seine Hauptabsicht, in so fern sie von der historischen Wahrheit des Faktums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daſs diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beyspiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Trieb-

federn, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bey Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreifsen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

FREYMÜTHIGE GESPRÄCHE

ÜBER

EINIGE NEUESTE

WELTBEGEBENHEITEN.

Gehalten im Jahre 1782.

ERSTES GESPRÄCH.

Walder.

Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saſs, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Diethelm. Eifrige sagen Sie? — Das wäre mehr als meine Meinung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren Vorältern heilig war losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daſs jeder Ihrer Zuhörer mit der

Überzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daſs ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmahl den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wieder kämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte, — wirklich für so schlimm, daſs sie keine gute Seite hätte?

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daſs eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder. (ironisch) Ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Ge-

setze — dem Gesetze der Natur, gemäſses und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? nicht wahr?

Diethelm. (gelassen) Nun, das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dieſs werden Sie mir doch zugeben: daſs eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele wichtige und wesentliche Dienste geleistet hat?

Walder. Ich hätte groſse Lust Ihnen dieſs — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen seyn zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese wichtigen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber dieſs würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beytragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zugegeben was Sie verlangt haben; gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes

gethan: was beweiset diess für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im unsrigen? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln assen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuss gepanzert, mit Schild und Speer auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit grossen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? Die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöre —

Walder. (erstaunt) Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das versteht sich! Zeiten, worin diess Institut an seinem rechten Platze war,

und aufser welchen freylich Reinhold von Montalban und der grofse Roland selbst nur Don Quischotte wären.

Walder. O das ist ein andres, mein Herr! Ich dachte wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem grofsen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin liefsen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich seyn als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Lorettoglöckchen, Lukas- und Agatha-Zettel, Ignazius-Bleche, C†M†B†, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade so viel an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Dinge, Hippogryfen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbey: das Mönchswesen hin-

gegen hat sich, trotz aller Policierung, Aufklärung und bessern Staats - Organisierung des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreyungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den gröſsern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dieſs, däucht mich, macht einen groſsen Unterschied.

Walder. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen seyn, als man beym ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mehr was sie ehmahls waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseyns in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Men-

schen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die besten unter ihnen (und wer läugnet, daſs es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daſs sie das was sie sind auch in einem andern Stande seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh seyn muſs. Überall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloſser Nahme sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulfus, der ehemahls so groſse politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Voraltern beylegte — Kurz, alles ist zu einer groſsen Revoluzion vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die

Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sey dem Himmel wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen diefs für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie dafs die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, dafs die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiosen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden, dafs ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder. (befremdet) Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modifikazion, bey welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, dafs die Mönche unter irgend einer Modifikazion, bey

welcher sie gerade solche Mönche bleiben wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewiſs ist das, was Sie und ich unter dem Möchsgeiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemahls von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedikt mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freywillige Beobachtung dieser Regeln zurück gesetzt würde, (so lang' es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschlieſsen) hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumahl wenn sie noch alle Modifikazionen, die der Aufklärung und dem Bedürfniſs unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modifikazionen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beyspiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer blei-

ben) von Personen, die sich zu einem kontemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freywilliger Begebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Übungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen, und mit den richtigern Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freyheit in die Welt zurück zu kehren — . . .

Walder. Kurz, Sie heben die religiosen Orden mit ihrer ganzen dermahligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Übungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln durch eine Operation, die alle Verwandlungen der Fabel über-

trifft, die Klöster und ihre dermahligen Einwohner, aus dem was sie jetzt gröſsten Theils sind,

— *fruges consumere nati,*
Remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignazius, Polykarpus u.s.w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beybehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorfosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung seyn, Walder! Ich gestehe gern, daſs die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Europäischen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammen schmelzen würde. Desto besser! Diese Wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben so viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr von-

nöthen hat — wahre Gottesmänner, ächte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegen zu stellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der große Ximenes bilden können? Ein Mann, dessen Karakter der Menschheit so viel Ehre bringt, daſs ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten Serafischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewiſs wäre, daſs alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooſse hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den groſsen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieſse einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern Sie Sich des eben so vor-

trefflichen, vielleicht im Grunde noch gröſsern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind auſserordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Filanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herab geschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster seyn möchten, welche Sie beybehalten wissen wollen: so würden auch diese wenigen zu viel seyn, wenn Sie keine andre Absicht dabey hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Nahmen Sie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kameralisten, Negocianten, Kriegsleute, u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Sarpi, die Palafox, kom-

men von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurück setzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit, und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten; so würden Sie gleichwohl Ihren Zweck verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang seyn möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der Orden der Mindern Brüder schon bey Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franciskus so bald ausartete, würden bey meinen Klöstern, unter den Abänderungen die ich voraussetze, gänzlich wegfallen.

Walder. Nun ja — ich besinne mich! Ihre Mönche würden freylich — keine Mönche seyn.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloſse Nothwendige eingeschränkt, einer

zweckmäſsigen Lebensordnung oder Regel freywillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbniſs herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinaus gehen, was ich sagen könnte um zu beweisen, daſs Ihre christlichen Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloſse Filosofen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthums-Forscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beybehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeſsliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist lassen müssen? Daſs das Letztere ungereimt sey, haben Sie selbst eingestanden: und das Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm. Sie erinnern mich, daſs ich Ihnen meine Erklärung über einen heutiges Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als Einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur Einer, woraus sie angesehen werden muſs, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloſs die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiosen Orden, sowohl diejenigen, deren

Wohl begründete fruchtbare Kapitale
Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Cyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlassend,
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmahl gröſsten Theils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäſsigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stif-

tungen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Kontrakte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreyungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist eine Gesellschaft oder Gemeinheit bey ihrem Eigenthume zu schützen: wer würde künftig bey dem seinigen sicher seyn? — Aber, falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stände: wie ungewiſs ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daſs der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Ehe der Staat ist, müssen freylich Menschen seyn, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: so bald er aber eingerichtet ist, kann man mit der gröſsten Richtigkeit sagen, daſs die Menschen eben so wohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen.

Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daſs es nicht bloſs Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster, bey den groſsen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine Art von Fidei-Kommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfniſs solcher Hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beybehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder. (ihm einfallend) sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bey den Sinesern wirft man die Neugebornen,

wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Kanäle oder auf die Strafse; und diefs Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reduciert finden können, und die — in jedermanns Händen sind.

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die blofse Freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinder-Aussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten: so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: Befinden sich die Familien desto besser dabey? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher seyn,

wenn er, für das was es ihm kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einen Mendikanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu seyn, — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Hantierung ergreifen liefse, wobey er durch Geschicklichkeit, Fleifs und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher seyn könnte, als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müfsiggängers?

Dafs diefs Wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen *Ressource* nichts weifs) mit beiden in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, zehn Tausenden oder hundert Tausenden meistens wohl genährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen,

und die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen, — will ich andern zu berechnen überlassen. Aber diess ist offenbar: dass sich sowohl von den Klostergütern als von den Klostermenschen kein Gebrauch erdenken lässt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fusse bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformazion desselben nicht schon eingestanden? Aber Reformieren ist nicht Aufheben; und alles was ich am Ende behaupte, ist bloss: dass die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmahls der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen

eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den gröfsten Theil der Klöster, nach Mafsgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungs-Institute um — etwa nach dem Muster der Würtembergischen Klosterschulen, oder der Schul-Pforte, des Klosters Berga bey Magdeburg, u. a. in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmahl zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übel berichtete Einfalt unsrer Voraltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt, und auf ewig zum unveräufserlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Aus-

leger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster seyn. Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hülfsbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden die sonst zu Grunde gehen müſsten, unzählige brauchbar gemacht werden die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und, mit verdienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiedenen Ämtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie

sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, Norbert, Franciskus, Dominikus, u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen, und größten Theils so wohl begüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit heraus gehoben, und aus *fruges consumere natis* (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, u. s. w. geneigt seyn würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle:

sollte diefs eine so löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, dafs alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; dafs die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfnifs der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht seyn sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Mifsbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine gröfsere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den gröfsten Theil der Priester Mönche zu höchst entbehrlichen Überzähligen,

die im Weinberge des Herrn müſsig, und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unläugbar ist daſs die Kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der Umstand, daſs sie sich der Kirche oder vielmehr dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäſsiges Hinderniſs seyn können, sie sammt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiſs nicht weniger wohlgefällig seyn können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daſs wir unvermerkt zusammen treffen, und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmahl gefunden haben werden. Alles kommt zuförderst darauf an, daſs wir uns recht verstehen, d. i. bey den Worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs erste also lassen Sie uns alles Zweydeutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daſs von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegen stehende Dinge

wären, und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem Christlichen Lande können Kirche und Staat unmöglich zweyerley Interesse haben: man müſste denn (durch einen offenbaren groben Miſsbrauch der Worte) Kirche und Klerisey für einerley nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt übertragen ist, nicht abhangen, und zum gemeinen Besten nichts beytragen: giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein Christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, in so ferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu; die Natur des

Staats bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer Ein Ganzes aus eben denselben Theilen, Eine Gesellschaft eben derselben Menschen — Staat genannt, in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, — Kirche, in so fern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiednen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst entgegen zu stellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daſs wir in Grundsätzen von solcher Unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „Es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbey. Und was für eine Zeit war das,

mufste das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der Barbarey und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beyspiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung geniefsen, nicht so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen Nazionen, die vor zwey tausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbnifs, Unwissenheit, Aberglauben und Verwilderung herab sinken konnten, dafs die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, dafs es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahren vor sechs oder acht hundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der jetzigen Weltverfassung nützlich zu seyn, dafs es nicht einmahl möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie

sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wie viel geht auch bey näherer und unbefangener Überlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste die sie in der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und Öden in Paradiese verwandelt!“ — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daſs dieſs alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiſse haben wirs zu danken, daſs sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller erhalten haben!“ — Aber, wer hat denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beygetragen als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, so bald sie zu Ansehn und Einfluſs gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen Gebrauch der Vernunft, alle wahre Filosofie zu unterdrücken, und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen, welche sie den Leuten auf alle

mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen misgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, dafs sie, einige Jahrhunderte später, alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, dafs sie beynah allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopolien ist gewifs dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkündig, dafs er nicht wissen sollte, in was für einem heillosen Zustande Litteratur, Filosofie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens, zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für Filosofie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mufsten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegen bäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangnen Zeiten. Ich zweifle sehr, daſs eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder. — Und (was wir nie vergessen müssen) es war bloſs zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit Statt gehabt hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewirkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteylichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Institut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter

Mann war, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiſs sehr wohl, daſs sich, in diesem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare Männer, ja hier und da Subjekte von den gröſsten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dieſs ist, in meinen Augen, ein groſser und dringender Beweggrund mehr, die Ordens-Institute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wieder gegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabey so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch tyrannische Gelübde gefesselt, unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja worin sie entweder unwirksam bleiben, oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens, oder der mechanischen Gewalt der Subordinazion überwältigt, zum Schaden der groſsen politischen Gesellschaft wirken müssen, wie gut und redlich auch die Gesinnungen, Absich-

ten und Wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daſs diese letztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Redukzion der Klöster würde dann eine so leichte Sache seyn, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchswesens antragen würden. Denn wer kann und muſs von dem ungeheuern Übergewichte seiner Miſsbräuche überzeugter seyn als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältniſsmäſsig die Anzahl derjenigen ist, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das was sie ihm aufgeopfert eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daſs nicht unter jedem Hundert Mönche wenigstens achtzig seyn sollten, die der angebotenen Freyheit nicht mit offnen Armen und mit fuſsfälligem Danke gegen den groſsmüthigen Befreyer entgegen eilen sollten.

Walder. Mir scheint dieſs nicht unbegreiflicher, als daſs es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bey Tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkühr stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrot und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiſs wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter hundert, lieber Diethelm, weſs Standes sie immer seyn mögen, sind gewöhnlicher Weise achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bey allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdets gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegentheil) bey weitem der gröſsere Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würde was sie sind, als daſs sie sich freywillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genöthigt seyn würden, bessere Menschen zu seyn als sie jetzt sind. Die bloſse Macht der Gewohnheit; die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müſsigang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen

Werth, bloſs durch den Habit eines Religiosen, und durch den Begriff der Heiligkeit den das Vorurtheil an diesen Stand geheftet hat, sich bey dem unverständigen Theile der Laien einen Respekt zu verschaffen, an welchen der verdienstvolleste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde, und animalische Befriedigungen von allerley Art, welche sich die meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleiſsnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmahl sagt, der unübersehliche Einfluſs, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaſst haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groſs diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsnen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen, und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniſs und Möncherey umfangnen Erdensohnes seyn müssen, — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daſs die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke

ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiſs nicht der gröſsere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sankt Franciskus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm. Ich weiſs ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reducieren.

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmahl auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiſs ein besseres, und wahrlich das einzige dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muſs ohne Ausnahme gethan werden wie man

dem Jesuitenwesen gethan hat! *Delenda est Carthago!*

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? — Glauben Sie, daſs die Brut der Klements und Ravalliaks ausgestorben sey?

Walder. So lang' es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräſslich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger *in majorem Dei gloriam* zu verüben fähig seyn sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleiſsnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Kabalen, Verhetzungen, indirekte Ausstreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, ist alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freylich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Henkers Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden

wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daſs auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, nur Wahn seyn sollte. Groſse Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dieſs ists nicht wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Überzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muſs, wenn irgend eine mit dem Mönchwesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft groſsen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vierzehnten Jahrhunderte zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der gröſsere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von

Mifsbräuchen, von religiösen, politischen, militarischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarey der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Mifsbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der Römische Hof bedarf ihrer, als derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmafsungen gewesen sind — der Römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Häller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Römisch - katholischen Suveräns auf den Beinen hält, und also ein

unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder. (lachend) Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Suveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: Wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee, in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, so bald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläuftig: aber sie liegt in der Geschichte der Römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken Sich weitläuftiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn — nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muſs, so richtig angegeben haben — ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Walder, daſs ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Klienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daſs Ihren Klienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient seyn wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daſs das Mönchswesen dem Lernäishen Drachen auch darin gleicht, daſs es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, womit man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Übel arbeiten, und der Nachwelt die Mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muſs das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das

Recht hat ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nehmlichen Ursachen, das Recht alle aufzuheben. Diefs alles geb' ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstofses im Wege, über den ich nicht so schnell hinweg kommen kann.

Walder. Lassen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund! Wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freyen Welttheile, und bey den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beyspiele gesehen haben, nicht wohl zu Muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger seyn, als das Recht des Eigenthums? — Und, da Sie mir diefs unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht geniefsen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Klasse, die dem Staat unentbehrlich ist? Was

tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bey?

Diethelm. Es mag seyn, dafs die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat, sie besitzen sie unter den rechtmäfsigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne dafs die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines jeden bey dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens defswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sey? wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müfste: „dafs er eine unentbehrliche Person sey, und dafs sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu gröfserm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?

Walder. Diefs geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin

eine andre Bewandtniſs haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten, und genieſsen als solche der nehmlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre Bewandtniſs.

Diethelm. Walder, nehmen Sie Sich in Acht! Jedem das Seine, und wenns der leibhafte Baffometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht seyn?

Walder. Erlauben Sie mir, daſs ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobey es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Kalifornien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daſs die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen

sehr erspriefsliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns diefs klingen mag, so läfst sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nazion die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermefsliche Summen auf den Unterhalt und religiosen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Ägypten der Stier Apis und seine Konsorten waren, das konnten ja wohl in Kalifornien die Hamster seyn.

Diethelm. O! das versteht sich — Nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder. Die Kalifornier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Filosofie hatte noch keine sonderliche Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bey ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmahl eine ausgemachte Sache, dafs jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch dafs sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müfsiggange, sich lediglich der Bedie-

nung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Klasse, deren Anzahl und Wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne daſs den Kaliforniern geahnet hätte, welche Folgen dieſs neue Institut nothwendig nach sich ziehen müſste. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zu verschaffen, selbst den Nahmen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten: so wuſsten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daſs sie in allen übrigen Stücken einerley Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Kalifornien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daſs endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daſs diese letztern nicht so ungroſsmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wuſsten sich vielmehr auf mancherley Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaſsen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, in so fern solche von Bezau-

berung durch böse Leute herrührten: sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen, und präparierten aus der Losung eines Hamsters, der zwey Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mufste, gewisse Amulete, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Kalifornier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, dafs ihnen drey bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu seyn schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nazion allerley Veränderungen vor. Kultur und Policierung nahmen zu; Fleifs und Handlung gebaren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfnisse; und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Rohheit der Kalifornier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand

brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten laut zu denken, und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählige Miſsbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nazion Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Kalifornier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bey dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre beynahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daſs sie einer Nazionalverbesserung, bey der sie nichts zu gewinnen wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich, und stieſs wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf in Untersuchung zu ziehen: und da es endlich dem ungeachtet,

nachdem man beynahe mit allen andern Mifsbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam; so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, dafs Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sey, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Kalifornier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschliefsung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mufste es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Umstände begünstigten die Revoluzion; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, dafs irgend ein mitleidiger Genius den Kaliforniern zu so viel Verstand verholfen hatte, dafs sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr eben so dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmahl so klug, dafs sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Theil

ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweybeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen Kalifornischen Nazion gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer grofsen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sey?

Die Hamster behaupteten: Die Kalifornier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: Wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Voreltern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäfsigen Erben zurück zu geben.

Der Advokat des Fiskus behauptete: Die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Gütern zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräusert worden seyen. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten Güter als verlaſsne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiskus anheim fielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das Kalifornische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die Kalifornische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputierten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemahls sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daſs die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bey ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schooſshund seiner Dame Zuckerbrot giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter seyen also offenbar als heilige, den

Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie ihres Orts nichts erhebliches einzuwenden wüſsten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlicher Punkt. Die Kalifornier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurück zu führen, und in Gemäſsheit derselben auf einen festen Fuſs zu setzen. Die Landesgemeinde theilte sich in Parteyen. Man sprach für und wider; man erhitzte sich; und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschloſsne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden; wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, ihr wiſst, daſs unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich

gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzig tausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Kalifornier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen dafs diefs nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brot, eine Menge hülfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläuftigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, dafs ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutzniefsung dieser Güter seyn. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man

uns, (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniſs daraus hätten machen wollen) daſs die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daſs unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daſs die Kalifornier fleiſsig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth, und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seyen, und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Kaliforniern verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraſsen mit beladnen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Überfluſs und die Früchte des Fleiſses, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssafte, durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. S i e s c h e n k e n u n s

zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutzniessung ihrer Hamsterhöfe; und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an; und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beyfall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammen gebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daſs sie zum Pfluge zurückkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum besten derjenigen, die im Müſsiggang und

Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überliefs man ihrem Schicksale. Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Kalifornier warens vermuthlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am schlechtesten dabey wegkamen, so wars ein kleines Übel um ein grofses Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden stellen können?

ZWEYTES GESPRÄCH.

Diethelm.

Ihre Kalifornier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freyschulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie Sich mein Entzücken über diesen Anblick vor; aber auch meinen Verdruſs, als ich beym Erwachen fand, daſs ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebreiche Vater der Men-

schen und aller Wesen, Er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Kalifornier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch, ein Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiſs nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloſs darauf an, daſs wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaſsen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genieſsen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dieſs, thun wir das unsrige nicht dabey: so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde, und allem was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaſsen und unsrer Vernunft selbst, ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt zu warten, bis ein Engel herab stiege,

und den christlichen Völkern, bey denen das Mönchswesen zum unermeſslichen Schaden des gemeinen Wesens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da: wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft daſs sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daſs es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und konsequent zu seyn. Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besondres Interesse dabey zu finden glau-

ben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inkonsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ists auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristoteles thun würden wenn sie von den Todten auferständen, und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nehmlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend, herum treiben und ewig verhindern wird, daſs es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daſs es wirklich jammerschade wäre, wenn es beym bloſsen Anfang bleiben sollte.

Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das Gute das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblicke.

Diethelm. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto gröfser das Verdienst des Herkules, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein unsichtbares Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der Mönchsgeist ist es, was vertilgt werden mufs. Aber dieser Kakodämon ist von einer so polypen-artigen Natur, dafs er, man schneide so viel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bey Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weifse, oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern,

die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutiges Tages einen so wunderlichen Kontrast mit der Aufsenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreyt sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen gröfsern oder wenigstens nützlichern und freyern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die Kalifornischen Hamster: und in so fern sie nur so viel Gnade

vom Himmel empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daſs es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wirs auch dabey bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bey uns einen unauslöschlichen Karakter aufdrückt, immer die gröſste Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staate und sich selbst am nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läſst sich von irgend einem andern Subjekt sagen, daſs es gerade an dieser Stelle sey! Warum wollte mans nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läſst sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumahl in einem Staat wo sie selten sind, und wo

man das Bedürfniſs derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugestanden, daſs der gröſste Theil der Mönche, ihres Priesterthums wegen, zu so genannten weltlichen Geschäften und Ämtern nicht qualificiert wäre: dieſs würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daſs in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältniſs der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfniſs der Gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreyen sind, oft bey einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belastet; und manche Dorfschaften haben zwey und mehr Stunden zur Kirche zu geben. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übel versehene Schulen, daſs es eben so viel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fond herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrey bisher durch einen Ordensgeistlichen im Nahmen seines Abts versehen

worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem allen, und noch mehrern zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht —

Walder. Und der, wiewohl er von allerley schwarzen und weissen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu

heben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern oder Erdgeistern gezeigt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materielle Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daſs man es wahrlich ungeschickt angehen müſste, wenn man sie nicht dahin bringen könnte ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumahl da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermährchen, doch nur bloſs die Hüter davon sind, und deſswegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige seyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube daſs Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht, aus den Klosterherren selbst — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freylich, bey dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaſst

haben, begreife ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daſs man ihnen einen so groſsen Einfluſs auf die gegenwärtige und nächst künftige Generazion ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Miſstrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. Aber ich weiſs ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daſs man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigers in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muſs ein sonderbares Arkanum seyn! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arkanum, daſs es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach! nun errath' ichs! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sankt Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann seyn als der Erzbischof von Kanterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Groſsbrittannien ist.

Walder. Es läſst sich hören! Alles wohl überlegt, denke ich nicht, daſs die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem *Stato della Chiesa* lästiger fallen würden, als seine Neffen und

Basen. — Es käme bloſs auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet, (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelium wissen) ohne daſs das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so viel man weiſs) viel gekostet hätten. Warum sollte das bey seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daſs die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet seyn müſsten. Ich möchte dieſs selbst bey den bloſsen Pfarrherrn nicht zu einem indispensabeln Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heirathen dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bey Strafe verbunden sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt

kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeine über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daſs er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten: und dieſs allein muſs die Wirkung thun, daſs wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daſs die Freyheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bey unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisey auch durch den Schluſs einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegen gesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respekt bey ihrer Herde verlieren; und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daſs keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurtheile anstoſsenden Schritt dem Spotte der Weltleute

und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daſs die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, Anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des Römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe? Wie es damahls ging, so würde es wieder gehen. Überdieſs ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daſs er den ehelosen Stand der Geistlichen *in Concreto* wirklich für etwas so heiliges und erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel *in Abstracto* vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt gröſsten Theils schon zu vernünftig, als daſs eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen groſsmütterlichen Skrupel (*veteres avias*, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles diefs kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung seyn würde. Wenn auch alle andere Hindernisse gehoben wären, so würde (diefs bin ich gewifs) kein Priester von einiger Delikatesse sich entschliefsen können, das erste Beyspiel zu geben.

Diethelm. (lächelnd) So müfste es nur von oben herab gegeben werden. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewifs, ein Mann wie Pius der Sechste, dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des profetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so rührendes und auferbauliches zu bringen wissen, dafs alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beyspiele nachzufolgen. Ich bin gewifs, diefs wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegen stehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie

zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisey nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältnifs gesetzt werden, worin sie stehen mufs, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben, und durch tausend Kollisionen, die alle Augenblicke wieder kommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, dafs es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, dafs die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder (welches eben so viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederhohlen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidensten Stärke zu seyn.

Walder. Das sind sie auch unstreitig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilanzius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daſs der Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisciplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisey ihrer Staaten, ehelos oder verehliget, in gebührendem Respekte zu erhalten: so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des Römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daſs gute Sitten, und eine Religion welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbniſs möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Sklaven sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modefilosofie unsrer Zeiten, die, in der wohlgemeinten Absicht uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreyen, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureiſsen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Groſsen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloſs als ein politisch-moralisches Mährchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich

von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluſs verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daſs man bey Abstellung und Verbesserung offenbarer Miſsbräuche (wie zum Beyspiel das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bey demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Tagen, Miſsbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ists auch sehr möglich, daſs jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormahls unter ganz andern Umständen Miſsbrauch war. Ehemahls hatte die Klerisey zu viel Ansehen und Einfluſs; jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnütze Kleriker ab. — Aber man lasse den unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den groſsen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherren und den *Sacrificulis*,

Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Fufu's und Kakafu's unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeine, eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; diefs ist es was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Herde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Ämter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bey euch Protestanten mag es freylich zu einem politischen Grundsatze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das was Religion und Sitten bey euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem Wege würden

wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweyen! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisey politische Unabhängigkeit und Exemzion von der höchsten Gewalt im Staate, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daſs die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daſs die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunter donnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Profeten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neu bekehrten Väter vor dreyzehn hundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bey uns wenigstens geschieht — daſs sie die Nachfolger und Stellvertreter der Profeten und Apostel sind: so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht seyn kön-

nen was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als seines gleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muſs frey seyn, die Laster des Volks und der Groſsen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse derselben zu verrathen oder doch nur lässig und furchtsam zu betreiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen seyn, daſs sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beyspiel und Leben als durch Lehren und Deklamazionen predigen können. Aber wie soll alles dieſs möglich seyn, wenn wir sie, bey ihrem ohnehin so mäſsigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerley ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte

und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles diefs mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerley Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll derjenige Gastfreyheit und Wohlthätigkeit ausüben, und immer alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfnifs entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem armseligen Tagelöhnersgehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brot und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freymüthigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes!" — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist; und dem eine Lage, worin er jedermann schonen mufs, allen Muth benimmt als einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit dies-

seits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dieſs einer der tödtlichsten Stöſse seyn, den unsre Modefilosofie dem nöthigen Ansehen der Klerisey, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beybringen könnte. Und, wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider! keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu seyn, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Spekulazion haufenweise und in einer unendlichen Progression hervor wimmeln sehe.

Diethelm. Ich müſste groſse Lust haben den Sofisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, daſs in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: Daſs die Sache mehr als Eine Seite hat; daſs sich unter den gegenwärtigen Umständen eben so wichtige Gründe für als wi-

der den Cölibat der Geistlichen hervor thun; und daſs es also um so nöthiger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daſs man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so drückendes, und für die Gemeinen, denen ihr Beyspiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dieſs Auskunftsmittel?

Diethelm. Ist schon gefunden! Es liegt vor uns. Wie ists möglich, daſs Sie es übersehen können? Die Klostergüter, lieber Walder, die Klostergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daſs wir alle Mönchsorden aufgehoben und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Theil davon ist (wie ich gewiſs glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daſs sie, so gut als irgend ein Rektor in der Englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäſsig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreyheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freylich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muſs man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imaginazion! Ehe man sichs versieht, ist sie mit Ihnen — im Severambenlande. Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele seyn, zu glauben, daſs auf diesem unsern armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein einziger jemahls zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel Weisheit und Tugend wäre, daſs ein solches Projekt wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beynahe selbst, daſs ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken: nur zuweilen nicht schlecht genug; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bey den Bewohnern unsers Erdballs alles was Sie wollen, nur keine reine Absichten, nur keine Konsequenz im Kopfe, und kein Ausharren beym Wahren und Guten, weil es wahr und gut ist! — Mir ist kein einziges Beyspiel bekannt, daſs Menschen jemahls ein

gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen oder irgend einen häſslichen Schwanz dran zu flicken, und gerade durch das, was sie unvollendet lieſsen oder dran flickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Projekt, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschen-Generazion, die jetzt nach dem schönen Projekt der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Übergang von der herrschen-

den Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?

Walder. Und von der grofsen Reformazion, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende grofse Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleifst gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam keine Satire zu schreiben. Aber bey dem allen ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur Ein guter Rath.

Diethelm. Und der ist?

Walder. Der, den Merry Andrew beym Prior seinem Meister giebt:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friss deinen Pudding, Sklav, und halt dein Maul!

PATRIOTISCHER BEYTRAG

ZU

DEUTSCHLANDS HÖCHSTEM FLOR

VERANLASST

durch einen unter diesem Titel im J. 1780 im Druck erschienenen Vorschlag eines Ungenannten.

Dulce est pro patria — desipere.

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von Barden und Alraunen geweissagte, aber selbst von Barden und Alraunen nicht so nahe geglaubte Zeit! Nicht erst unsre Enkel oder Urenkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert sich, Deutschlands goldnes Alter — ja, was sag' ich? Es ist schon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutschland in seinem höchsten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde gestanden, seitdem es Völker auf Erden giebt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige Deutsche Akademie zur Königin aller Akademien, und das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldne, mehr als goldne Zeit!

Eilet, sagten die Parzen zu ihren Spindeln, die schönen
Tage zu spinnen!

Und dreymahl glücklich wir, dafs wir sie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel ausersehen ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsre verwegensten Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nazionalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!“ — Was Vorschlag! Alles ist so gut als ob es schon wäre. Das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv steht schon in Altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der Deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die Deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapital von zwey und siebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar

seyn wird, ist so viel als ob es jetzt schon wäre. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es nur will! Da haben wirs mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel [1]) sagte ja: Man kann alles was man will; und alles Volk sprach Amen! und seitdem sagen und glauben Leute mit allerley Nasenwurzeln, daſs man nur wollen dürfe!

Und, wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als alles können so bald man will? Unsre schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die hatten freylich von einer solchen Exaltazion der menschlichen Kräfte keine Ahnung! Die würden sich eingebildet haben, daſs dieser Vorschlag zu den süſsen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bey Dutzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die

1) Lavat. Fysionom. Fragmente, III. Band, S. 161.

weiter nichts einzuwenden ist, als dafs sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber, seitdem uns die grofse Wahrheit geoffenbart ist, dafs man alles kann was man will; seitdem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer Deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O ganz gewifs es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerey, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, dafs sie, so bald das Ratifikazionsgeschäft des Teschner Friedens und die Westfälische Grafensache beendiget sind, nichts dringenders haben werden als zu wollen, „dafs Deutschland die

höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche.“

Man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden Rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unsrer aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so grofsen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land wie Deutschland? Für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beyspiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen Deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht zu sagen, dafs Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend diefs alles ist, so ist doch nicht zu bergen, dafs sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der

Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im Durchschnitte, von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehen Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden.“ — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht istt in der Vorstellung, „die Deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser, und die gesammte Dienerschaft der Deutschen Staaten, binnen zwölf, zehen, oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen.“ — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage *in Concreto* in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene fysisch-ökonomische und die noch ungleich verschiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwikkelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen Deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beyzutragen, auf einen kürzern, einfachern, und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaſsgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekannter Maſsen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nazion auf vier und zwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daſs bey einer genauern Zählung des Volkes wohl sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Übereilung beschuldiget zu werden, bey der runden Zahl der besagten vier und zwanzig Millionen lassen.

Diese vier und zwanzig Millionen Menschen *vel quasi* würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt,

welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichs-Flor-Kasse frachtfrey abgeliefert würde.

Die vier und zwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hundert tausend Gulden Rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projekts verlangten hundert Millionen, mit einem Überschuſs von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im folgenden erkläre werde.

Einem jeden muſs sogleich in die Augen leuchten, daſs die jährlichen fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das Publikum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmt-

lichen Hausgenossen. Ich gestehe, dass diess bey den Personen von den obersten Klassen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein grosses Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, dass in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben Deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beytrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drey Gulden acht und zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drey Gulden acht und zwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenns nöthig seyn sollte, willigst beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland, oder Kalifornien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts geringers als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher Deutsche Patriot sollte nicht eben so denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten und ohne Frühstück bleiben, als sich

seinem Beytrage zu einem glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daſs sie auch nicht einmahl einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daſs ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln: da denn mit nichten zu zweifeln ist, daſs sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor *Praestanda* zu prästieren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden erhoben seyn werden: so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Kanzley- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straſsburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Akten herbey geschafft, das Deutsche Rich-

ter- und Advokaten-Seminarium, wie auch die zwey groſsen Filanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschluſsmäſsig besetzt, und das sehr respektable besondere Exekuzionsregiment zum Gebrauch desselben aufgerichtet werden.

Da alles dieſs, mit Einschluſs der zu Bezahlung der filanthropinischen Lehrer und Versorger armer Filanthropinisten jährlich erforderlichen zwey hundert tausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn V. erst vier Millionen wegnehmen wird: so könnte unmaſsgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude, und das Laboratorium für die Deutsche Akademie erkauft, erbaut, und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweymahl hundert tausend Gulden müſsten sich die Bedienten und Kommissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Kasse und Rechnungen, anstatt der ihnen ausgeworfenen zweymahl hundert und funfzig tausend einstweilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daſs ihnen der Abgang von

dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn V. S. 6. N. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen Römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bey diesem Artikel einwenden könnten, „daſs es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumahl in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwey Arbeits- und Manufakturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Armenhäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Überschuſs, nebst dem Ertrag der Jahre 85 und 86, auf die Urbarmachung und respektive Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Distrikte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit allen fertig seyn, wozu der Herr V. die ersten acht und zwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an

die höchsten und neuen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein Deutsch - patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluſs dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehendes Fuſses um Erlaubniſs zu bitten, daſs ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags, von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25000, sage fünf und zwanzig tausend Gulden Rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dank-

barkeit der ganzen Nazion für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewuſstseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieſs wollen, daſs ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Kanzley- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der Deutschen Akademie, eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beyfall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daſs der Burgundische Kreis, dem der Herr V. (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem Schwäbischen und Westfälischen, zwey Filanthropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufakturhäuser, zwölf tausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung, und fünfmahl hundert tausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes, angewiesen hat, ihm für diese groſsmüthige Gleichstellung eine besondere verhältniſsmäſsige Erkenntlichkeit zuflieſsen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft,

macht (wie schon gesagt) ein hundert und vier Millionen, und also vier bare Millionen mehr als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beyzurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche, und also ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer, und ich weiſs nicht wie viele Häller, eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Überschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwey Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projekts S. 6. seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, auſser dem oben bemeldeten besondern Exekuzionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Exekuzionsregiment zu allfallsiger Beytreibung der jährlichen Interessen, welche die Deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu

ich unmaſsgeblich die jährlichen Interessen von drey Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen eine Million ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprieſslicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäſsiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäſs versorgt würden.

Sollte dieser mein Bey- und Nachtrag zu Beförderung des groſsen Werkes, dessen Ausführung gewiſs jeder wakre Deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich muſs indessen unter der Hand gestehen, daſs ich selbst deſsfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das

wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Dafs der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen was zu seinem Besten dient? Und da dieser grofse moralische Kolofs acht und vierzig Millionen Arme hat, (freylich sind auch einige Millionen Ärmchen darunter!) warum sollte er nicht alles können, was er will? — Also, was ein ächter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist, [2]) ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — in diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand wie dieser nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, Allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bey einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe

2) *Caerulei Germanis oculi, rutilae comae. Tacitus.*

seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respekt, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen kann, so ist es gewiſs der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Projekt, dessen Ausführung voraussetzt, daſs zwanzig, oder zehn, oder fünf Millionen, oder auch nur Eine Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glükkes ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Projekt, welches auch nur bey Einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bey Einem von hunderten findet, — ist ein unmögliches Projekt. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daſs fünf Millionen Köpfe, oder auch nur fünfmahl hundert tausend, ja nur funfzig tausend denkende Köpfe unter Einen Hut gebracht, und in eine zusammen stimmende Wirksamkeit zu

Ausführung eines weitläuftigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden, und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans, gesetzt werden müſsten.

Kein Mensch in der Welt kann alles was er will, es sey denn, daſs er weise genug ist, nichts zu wollen als was er kann. Eine ganze groſse Nazion kann freylich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieſs zumuthete, konnten eben so wohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daſs einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können wenn sie wollen; und daſs, so bald es bloſs um Wohlthätigkeit gegen die Armen, oder um die Errichtung eines

Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines grofsen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne grofse Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmahl ein patriotischer Projektmacher zu Paris, durch freywillige Beyträge zwey hundert Millionen Livres zu Anlegung grofser Filanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze, und Vermehrung des Viehstandes in jeder Französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen; und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nazionen ganz zum Vortheil des Französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen suveränen Haupte nur Ein Volk, nur Einen Nazionalkörper aus, dessen Kräfte in einer grofsen Nazionalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, koncentriert sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer grofsen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Kapitulazionen beschränk-

ten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemahls ihres gleichen gehabt hat: — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizey, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Kultur u. s. w. zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Kollision gesetzt. Diese unsre Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne, noch eben so wie das alte Germanien, in mehr als zwey hundert besondere, gröfsere, mittelmäfsige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist als der gröfste; diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlage, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nazionalbestes, allgemeinen Nazionalruhm, allgemeine Nazionalreformen abzweckt, im Wege steht. Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nazionalinteresse zu haben als die blofse Erhaltung derselben; wiewohl nie alle

Glieder des Ganzen hiervon überzeugt seyn werden. Sie ist es, weſswegen die Deutschen nie als Ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moralischem Sinne Nazional-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für Einen Mann stehen, oder, in so fern wir Einen Staatskörper vorstellen, eine groſse thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemahls einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nazionalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Daseyn jenes alles die natürlichen Folgen seyn würden. Um ihrentwillen wird unsre Sprache, unsre Litteratur, unsre Kunst, und unser Ruhm in diesem allen nie das werden, was sie vermöge unsrer Fähigkeiten werden könnten; — und ach! um ihrentwillen werden alle solche Projekte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemahls, niemahls wird es dahin kommen, daſs die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die

Stände von Mecklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unsrer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daſs, so lange wir sie erhalten, kein groſses policiertes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit genieſsen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverey sicherer seyn wird als die Deutschen. Zwey einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reiſsen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreyheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freyheit filosofieren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt

über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nazion ausgesetzt seyn. Unsre Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg' oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto größere Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nazion seyn. Alle Talente werden sich mit größerer Freyheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine Deutsche Akademie haben, die sich anmaße über Werke des Genius *ex Cathedra* zu entscheiden; Hofgunst, Grille und Eigensinn der Reichen und Großen wird keinen so mächtigen Einfluß auf Geschmack, Denkart und Sitten bey uns behaupten können als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu großem Behuf der Litteratur) an der Nazionalfreyheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein jeder, den eine Partey, eine Kabale unterdrücken wollte, wird in dem

aufgeklärten Theile der Nazion einen Beschützer und Rächer finden.

Diess sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmäßsigen Konstituzion zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das Palladium der Nazion anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freyheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung, und das andre auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schriftstellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube Noahs herum flattert, und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Schimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch Verach-

tung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht, — seine wahre Richtung und sein ächtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsre dermahlige gesetzmäſsige Konstituzion das einzige ist was uns Deutsche zu einer Nazion macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also **Deutscher Patriotismus** anders seyn als **Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens**, und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen, und Verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der Römische Dichter von den Landleuten sagt: *Felices sua si bona norint!* Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die gröſsten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt wenn man sie verloren hat!

Sollte dieſs letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemahls bey uns oder

unsern Nachkommen der Fall seyn: so würden wir, beym Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherley Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabey auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun einmahl so organisiert ist, daſs er sich mit der Zeit in alles finden, und seine Vorstellungsart und Lebensweise unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann: so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nazionalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nazion schon betroffen hat, und, vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen, über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

ENDE DES XV. BANDES.

